This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

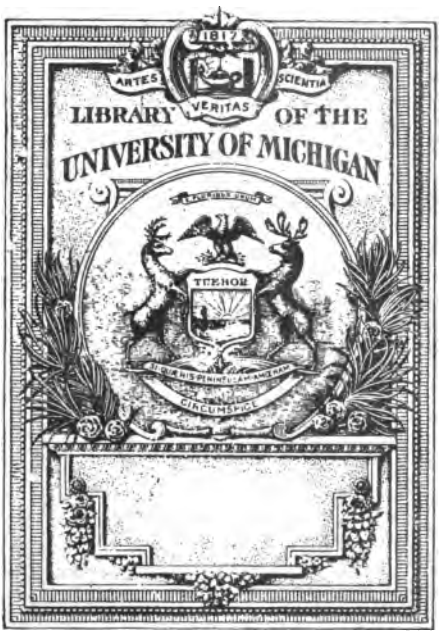
Isolde Kurz

A 927,467

Von Dazumal

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

EX LIBRIS.
No. 388

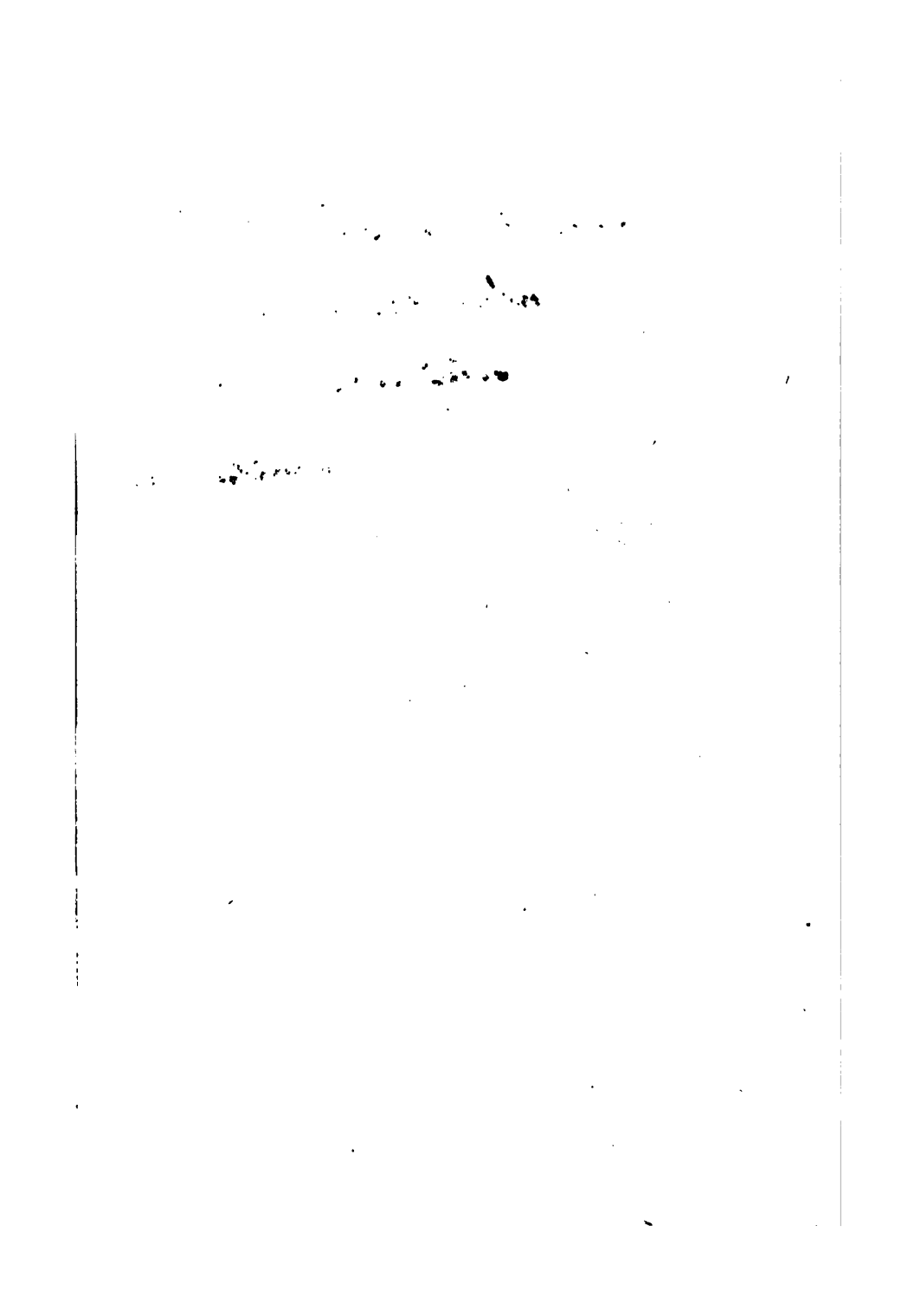


THE GIFT OF
Marie Rominger

Den l. Verwandten
Zur freundl. Erinnerung
an schönere Zeiten.

Cannstatt Febr 1921 Familie E. Hammer

Von dazumal



Von dazumal

Erzählungen

von

Isolde Kurz

Zweite Auflage

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin 1919

838
K966t-11
1919

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1919
by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart

Einbandzeichnung von R. Goepfinger

GL
gift
Estate of
Marie Remington
[2-27-60]
5-5-93

Inhalt

	Seite
Es und ich	7
Nachbars Werner	23
Das Vermächtnis der Tante Susanne	79
Werthers Grab	135
Der Reisesack	215
Der Aktiengarten	237
Die Reise nach Tripstrill (Märchen)	257

Es und ich

Es gibt eine Gottheit, die von allen geſucht wird, und die immer unerkannt über die Erde geht. Sie iſt von unbgreiflich flüchtiger Subſtanz, und ihr Weſen zeigt ſich nur im immerwährenden Verſteckenſpielen und Sichverkleiden; ihre wahre Geſtalt hat kein Sterblicher jemals geſehen. Menſchen und Völker ſetzt ſie in Bewegung und raſtet niemals. — Da ſie keinen ſicheren Namen hat, habe ich ſie Es genannt.

Man halte es nicht für Anmaßung, daß ich Es und mich in einem Atem nenne, denn wir beide gehören unzertrennlich zuſammen. Habe ich doch Es nie anders als in Verbindung mit mir gekannt, und kann mir gar nicht vorſtellen, wie Es ausſehen würde, wenn ich nicht wäre. Hinwiederum bin ich nur in Beziehung auf Es vorhanden, und wenn ich von meinen Erlebniſſen reden will, kann ich nicht anders ſagen als: Es und ich.

Ich erinnere mich ganz genau: mein erſter Begriff, als ich denken lernte, und, noch ehe ich denken konnte, meine erſte Vorſtellung war Es. Niemand hatte mir je davon geſagt, aber ich wußte, daß Es vorhanden iſt; ich hatte dieſe Kenntnis aus dem Mutterleibe mitgebracht.

Immer, wo es recht merkwürdig und geheimnis-

voll aussah, da suchte ich Es. Wenn irgendwo ein rotes Lämpchen brannte, blieb ich stehen, um auf Es zu warten. Hinter dem Zelttuch wandernder Zigeuner saß Es gerne, doch wollte man mir nie erlauben, das Tuch zu lüpfen.

Zum erstenmal erkannte ich Es leibhaft in der Gestalt eines Kochlöffels. Den hatte ich ganz neu aus der Küche entwendet und in einem Nesselbusch versteckt, denn ich wollte für mich und den Bruder ein Häuschen unter der Erde bauen, zu dem die Großen keinen Zutritt haben sollten. Um es einzurichten, brauchte ich verschiedene Dinge, vor allem den bewußten Kochlöffel. Zuweilen zog ich ihn heimlich aus dem Versteck hervor und schwelgte in seinem Anblick. Es war ein Zauberstab, denn sobald ich ihn in den Händen hielt, war das Häuschen schon fertig, mit vielen niedlichen blitzblanken Sächelchen drin; es hatte ein Dach aus Erde, über dem der Nesselbusch wuchs, und eine ganz kleine Küche, in der ich für mich und den Bruder kochte. Eines Tages aber fand mich die Köchin bei meinem Schatz, ergrimmt entriß sie mir den Löffel, nach dem sie lange gesucht hatte, und augenblicklich versank das Häuschen mit allem was drin war in den Boden. Später wurde mir zwar auf Befehl der Mutter der Löffel zurückgegeben, aber jetzt war er nur noch ein Stück Holz, und ich konnte das wunderbare Häuschen niemals wieder aufbauen.

Ich kann mich nicht mehr an all die verſchiedenen Geſtalten erinnern, in denen Es danach mir wieder erſchien. In verſchnürten und verſiegelten Schachteln, die der Poſtbote brachte, war ſein Lieblingsaufenthalt, aber regelmäßig beim Öffnen entflog es.

Bei Nacht war Es mir meiſtens ganz nahe. Ich lag in meinem Bettchen, auf dem Tiſch brannte ein Nachtlicht, und die Großen ſprachen mit gedämpfter Stimme. Dabei wurde mir ſeltſam ahnungsvoll zumute, und nun begann das Lichtlein zu flackern und gab im Ausgehen ein praſſelndes Geräuſch von ſich, das die Wärterin „ſpratzeln“ nannte. Dieſes „Spratzeln“ war wie ein Signal, ich wußte: jetzt geht ſogleich die Türe auf, und herein kommt Es. Doch im Augenblick, wo das geſchah, war ich auch ſchon eingeſchlafen, deshalb konnte ich Es niemals von Angeſicht ſehen. Aber noch jetzt, wenn es mir gelegentlich beikommt, ein Nachtlicht brennen zu laſſen, und ich wache in tiefer Nacht an dem Geſpratzel auf, ſo iſt mir's, als ſei jetzt Es ſoeben durchs Zimmer gegangen.

Unter dem Weihnachtsbaume habe ich Es wohl des öfteren leibhaft ſitzen ſehen, aber während die Lichter abbrannten, ſchlich es ſtill hinaus. Dagegen wohnte es in der Woche vor Weihnachten ſtändig im Hauſe, nur durfte man es alsdann nicht ſehen. Es ſtak in abgeſchloſſenen Schubladen, aus denen zuweilen ein Endchen Goldfaden oder ein Fetzen

bunten Seidenzeugs heraushing, man ahnte seine Nähe hinter der Schranktür, wo beim Auf- und Zumachen Gold- und Silberflitter knisterten, aber wollte man Es durch einen Türspalt oder ein Schlüsselloch belauschen, so wurde man von den Großen ärgerlich weggestoßen.

Geduld, dachte ich, später, wenn ich groß bin, wird Es beständig um mich sein. Dies war eine unumstößliche Gewißheit; wie Es aussehen sollte, fragte ich mich nicht, aber kommen mußte Es.

Ein äußerer Umstand gab der Vorstellung mit der Zeit eine bestimmtere Richtung. Ein Freund der Familie, der in Smyrna wohnte, schickte alljährlich um dieselbe Zeit ein Kistchen voll getrockneter Feigen nebst einigen Fläschchen Rosenöl, die mit Goldbuchstaben bemalt waren. In diesem Kistchen zwar wohnte Es niemals, wir wußten zu genau im voraus, was es enthielt und sogar wie es verpackt war. Aber das Kistchen erregte entzückende Bilder von dem Land, das solche Herrlichkeiten hervorbrachte. Und wenn Es fortan darauf bestand, sich nicht zu zeigen, so tröstete ich mich, es müsse wohl jenseits eines weiten Meeres in Smyrna sein.

Welch ein seltsames Gesicht machen doch zuweilen die Buchstaben, wenn sie zu einem Namen zusammentreten. Es ist, als sehe man durch eine unendliche Tiefe in das innerste Wesen der Dinge hinein. Ich nehme es keinem übel, wenn er sich

in den wohlklingenden Namen eines Mädchens verliebt.

Ähnlich erging es mir mit Smyrna, und aus tiefer, andächtiger Bewunderung vermied ich es, den Namen zu nennen. Aber jenseits unseres Flusses lag eine Ortschaft, welche Sirnau hieß — ich habe sie, nebenbei gesagt, niemals gesehen. — Um Smyrna nicht zu entweihen, redete ich, wo ich nur konnte, von Sirnau. Den Waldstreifen zwischen jener Ortschaft und dem Fluß nannte man das Sirnauer Wäldchen. Im Sommer führten unsere Wärterinnen uns zuweilen dort hinüber. Der Fluß rann an dieser Stelle ganz seicht über silberhelle Kiesel, die Mädchen brauchten nur ihre Röcke zu schürzen, um hindurchzuwaten, uns Kleinen zog man einfach die Kleider aus. Diesen Waldboden betrat ich nie ohne entzückten Schauer, als ob es ein heiliger Grund wäre, denn einige Ähnlichkeit, dachte ich, müsse Sirnau doch mit Smyrna haben. Einmal zeigte man mir dort ein Eichhörnchen, das an einer Eichel knabberte, und alsbald bevölkerte meine Phantasie ganz Smyrna mit Eichhörnchen, die auf schlanken gläsernen Türmen saßen und Feigen herunterwarfen, klare Flüsse, die nach Rosenöl dufteten, rannen daneben, und dies war Es.

Die Strecke bis ins zehnte Jahr war unendlich; als ich einmal die berühmte Null erreicht hatte, kam die ganze Sache ins Rollen. Ich lachte jetzt über Smyrna und die Eichhörnchen, wie ich schon früher

über den Kochlöffel gelacht hatte. Ich wußte jetzt, Es ist überall, es kommt nur darauf an, Es zu finden, und dazu braucht es den flüchtigsten aller Renner.

Ach, ich habe manches rasche Roß bestiegen, bin bei Tage und auch bei Nacht in Ebenen und Waldschluchten herumgestreift, aber Es habe ich niemals erjagt. Es war immer auf der Flucht vor mir und wußte sich so zu verstecken, daß ich auch nicht einmal den Saum seines Gewandes fassen konnte. Und wenn Es mir jemals über den Weg lief, so trug es Kleider, in denen ich es nicht erkannte.

Und doch gab es in der kleinen Stadt, wo ich zu Hause war, eine Räumlichkeit, in der es gern verweilte. Der Weg dahin führte über einen hochgelegenen, mit Bäumen besetzten Platz, dessen eine Seite ein langgestrecktes massives Steingebäude einnahm. Dort stieg man drei Stufen zu einer breiten Haustür hinauf und im Innern zur rechten Hand zwei hölzerne Stufen hinunter, dann fand man sich vor einem niederen Pförtchen. An zwei Abenden der Woche tönten hinter dieser Pforte sonderbare wimmernde und jubelnde Laute, sie kamen vom Stimmen der Violinen her, die Knaben und Mädchen zur Tanzstunde riefen. Mit welchen Ahnungsschauern folgte ich zwölfjährig dem Lockruf der Geigen, wenn sie riefen: Es ist da! Es ist da! — Und Es war wirklich da, der grobgetünchte Saal mit den rohen Holzbänken war ganz von seiner Gegenwart ausgefüllt. Es tanzte auch mit, aber

in ſo unbegreiflich verſchlungenen Figuren, daß ich ſeinen Anblick niemals erhaſchen konnte. Es duckte ſich in Ecken und heimliche Winkel, ſchlang ſich an den hölzernen Säulen vorüber und wollte meinem Auge niemals ſtandhalten. Ob es den anderen, die dort tanzten, jemals ſeinen Anblick gegönnt hat, habe ich nicht erfahren.

Am unglücklichſten war ich an den Sonntagen, denn ich glaubte lange, dies ſei die Zeit, wo Es ſich am liebſten blicken laſſe, weil ich ſah, daß auch andere darauf warteten. Darum zog ich mich jedesmal feſtlich an, um Es würdig zu empfangen, aber ausgehen mochte ich nicht, ich wußte ſchon, Es miſcht ſich nicht gern unter die Sonntagsmenge, und wenn Es mich finden wollte, konnte es ja ebenſogut in meine Wohnung kommen. Aber ich ſaß viel am Fenſter, damit Es wenigſtens den Weg nicht verfehle. Solche Sonntage hatten zehnmal ſoviel Stunden wie ein anderer Tag. Da ſah ich dann abends die Leute nach Hauſe kommen, ſie machten ſich breit und taten alle, als hätten ſie Es geſehen. Und ich meinte, alle Menſchen trügen ein hohes, unbegreifliches Glück nach Hauſe, und ich allein ſei leer ausgegangen. Fragte ich aber, was ſie erlebt hätten, ſo antworteten ſie, ſie hätten Käſe gegeſſen und Bier getrunken und wären ſehr vergnügt geweſen.

Vergnügt! Wie habe ich von jeher dieſes Wort gehaßt. Wo Es nicht iſt, wie kann die Seele da

Genüge finden. Und wo Es wirklich wäre, welches Wort wäre hoch und tief genug, um ihr Entzücken auszusprechen.

An sonnigen Oster- und Pfingstmorgen, wenn die Glocken zusammenläuten, kann ich mich des Wartens auf Es bis zum heutigen Tag nicht völlig entschlagen.

Wunderliches Ding, dieses Es! Einmal war es gar in ein kleines Kreuzchen aus Bergkristall eingezogen, nach dem ich eine Zeitlang heftiges Verlangen trug. Dort muß es ihm sogar sehr wohl gewesen sein, denn es wohnte geraume Zeit in dem Kreuzchen. Freilich war es kein gewöhnliches Schmuckstück, sondern stellte in meiner Einbildung zugleich das Südliche Kreuz vor, das mir, seitdem ich im „Kosmos" gelesen hatte, wie das Bild eines Geliebten in der Seele glühte. Das Kreuzchen wurde mein, aber während es an meinem Halse hing oder in der Schatulle lag, ging langsam eine sonderbare Veränderung mit ihm vor. Es schwand nämlich immer mehr, nicht an Umfang, sondern an Realität, ich hielt es oft betrübt und zweifelnd in der Hand und begriff nicht, wo es eigentlich hinkam. Man konnte es noch sehen und tasten, aber es war am Ende so gut wie nicht mehr vorhanden.

Von jener Zeit an verstand ich das Märchen vom Teufelsgolde: Die materiellen Güter sind überhaupt keine wirklichen, sie verschwinden, sobald

man sie besitzt — nur Es, das wechselvolle, unbegreifliche bleibt immer wesenhaft und gleich verlangenswert.

Wie viel Enttäuschungen, Zorn und Kummer hat Es mir noch fernerhin auf meinem Lebensweg bereitet! Ich will nicht von seiner Tücke reden, daß es sich bisweilen in ein menschliches Gesicht versteckte und mit keiner Gewalt von da zu vertreiben war, bis es eines Tages von selber wieder auszog — ich wußte nicht wie und warum, nur daß der Mensch plötzlich aussah wie jedermann. Das Seltsamste und Unheimlichste war, daß Es Menschen und Dingen den Raum versperrte. Die Dinge, die sich für wirklich ausgaben, waren eigentlich gar nicht, und die Menschen, die beachtet sein wollten, waren ebensowenig; sie hatten wie Schatten nur zwei Dimensionen. Es mit seiner übermächtigen Substanz stand immer zwischen mir und ihnen und ließ sie nicht zur Wesenheit durchdringen. Dafür taten sie mir aus Rache manchen Tort, und ich war außerstande, mich gegen sie zu wehren, denn ich glaubte im stillen doch nicht an ihre Wirklichkeit. Ich glaubte nur an Es, das Unaussprechliche, mir bei der Geburt Verheißene, das jeder Sonntagsmorgen aufs neue versprach.

Ich sah endlich ein, daß ich Es in meinem Vaterland niemals finden würde, und wanderte aus nach Süden. In weißen Marmorpalästen und tiefgrünen Hainen unter der Sonne von Florenz

mußte Es meiner Meinung nach zu Hauſe ſein. — Aber in Florenz war Es erſt recht nicht — wie könnte es auch da ſein, wo alles ſchon vergangen iſt — Es iſt ja das Niedageweſene, das ewig Künftige. Ich fand auch keine weißen Paläſte, ſie waren alle vom Alter geſchwärzt und hatten die Farbe des Geſteins und Erdbodens, aus dem ſie herauswuchſen. Aber wären ſie auch weiß geweſen und ganz ſo wie ich ſie gedacht hatte — Es hätte ebenſowenig in ihnen gehauſt.

Nun ſtanden alle meine Gedanken nach dem Meere. Auf dem Meer iſt das Unendliche, auf dem Meer iſt Es! — Ach, das Meer war gleichfalls ganz anders, als ich gedacht hatte. Es war nur ein kleiner Ausſchnitt des Unendlichen mit Waſſer und Himmel und vielen Segeln, die alle ſehnlich etwas zu ſuchen ſchienen — und dahinter war der Blick verſperrt. — Nein, auf dem Meere war Es wieder nicht, wo war Es denn?

Eine weiße Leere, eine glühende Stille umgab mich, in der ich nicht einmal mehr wünſchen konnte. Es war mir gänzlich entſchwunden und wohnte am fernſten Horizont. Da ſagte einſt ein alter Schiffer, der mich aus dem Golf von Spezia ins offene Meer hinausruderte: Wenn wir immer ſo weiterführen, würden wir in Afrika landen.

In dieſem Augenblick flog Es voraus und ließ ſich jenſeits des Meeres in Afrika nieder. So oft ich von nun an ein Schiff in jener Richtung ſegeln

ſah, war's, als zöge mich's an unſichtbarem Bande nach jener fernen afrikaniſchen Küſte mit dem weißen blendenden Sonnenſchein und den ſtillen warmen Nächten, wo das Südliche Kreuz, meine Jugendliebe, am Himmel ſteht. Aber ich ſah ein, daß Es mich doch nur aufs neue zum beſten hatte und daß unter dem Südlichen Kreuz ſeines Bleibens ſo wenig ſein würde wie unter den Geſtirnen der nördlichen Hemiſphäre. Es wartete nur, daß ich mich in Bewegung ſetzte, um vor mir herzuziehen wie der Horizont, ich hätte ihm nach- und nachziehen können rund um die Erde und endlich am alten Fleck wieder ankommen — ich wäre ihm doch nicht um einen Fußbreit näher gerückt. So blieb nichts übrig, als ſich endlich in der Welt einzurichten, als ob Es gar nicht vorhanden wäre.

Aber Es duldet nicht, daß man ſich auf die Dauer ſeiner entſchlage. Es bedarf meiner, wie ich ſeiner bedarf, es kommt zu mir, wenn ich nicht mehr zu ihm komme, es muß mich necken, denn mich necken iſt ſein Daſein. Ich laſſe es an mich herankommen und ſein Spiel mit mir treiben, und weiß doch, daß es mit mir ſpielt. So ſpielt ein Erwachſenes mit einem Kinde, das es zu täuſchen glaubt, aber das Kind iſt klüger als der Erwachſene denkt; es tut nur mit, weil es gefällig iſt, und weil das Spiel ihm ſelber Freude macht.

Nun ſchlendere ich weiter ohne Haſt und frage jeden Begegnenden, wie Es für ihn ausſehe und

wo er Es am liebſten ſuche. Viele verſtehen mich nicht, denn für die Maſſe der Menſchen iſt Es von Amts wegen in feſte Form gebracht; wozu alſo danach ſuchen! Sie holen es am Sonntagmorgen aus dem Schrank und wandern damit zur Kirche, und abends, wenn ſie Bier getrunken haben, werden ſie poetiſch und ſingen die „Lorelei“. Aber ſolche, die mich verſtehen, ſind um die Antwort nicht verlegen. Der Liebende bringt mir das Bildnis ſeiner Geliebten — ich ſehe dann ein Paar lachender Augen und blitzender Zähne, aber ſein Es iſt für mich nicht wahrnehmbar — der Bureaukrat denkt an einen Orden, der junge Dichter ſieht Es hinter dem Theatervorhang, für den Backfiſch trägt Es Säbel und Sporen, der Politiker zeigt mir ſein Utopien, aber war nicht — zu ſeiner Zeit — mein hölzerner Löffel ebenſoviel wert?

Und doch verſpottet einer die Träume des anderen. Der nüchterne Geſchäftsmann lacht über den Idealismus, der einem Hirngeſpinſt von Kunſt, Liebe oder Vaterland nachjagt, er wird unter ſeinen Zahlen grau und ahnt nicht, welch ein hirnverbrannter Phantaſt er ſelber iſt. Wenn er mit ſeinen Vollblutpferden vorüberfährt, blickt ihm freilich der naive Fußgänger nach und meint Es in aller Herrlichkeit neben ihm auf den ſtraffen Polſtern ſitzen zu ſehen. Doch der Herr des Wagens weiß, daß Es nicht neben ihm ſitzt, weil der Platz ganz leer iſt, er muß ſogar wiſſen, daß er ſelbſt im Leeren

hinſauſt, denn Pferde und Wagen ſind bloß für das Auge des Fußgängers vorhanden. Nur tut er nicht dergleichen, ſondern lehnt kühl und vornehm zurück, um wenigſtens in dem Neid der Einfalt ſo etwas wie eine dürftige Entſchädigung zu finden.

Nein, Es iſt nicht in den Dingen, Es iſt immer außerhalb. Iſt Es darum eine Schimäre? Keineswegs, nur die Dinge ſind Schimären.

Es bleibt ſtets das gleiche, aber wo es erſcheint, da iſt es immer neu. Die Wandlungen Wiſchnus ſind nichts gegen die ſeinigen. Für den Säugling kriecht es in eine blecherne Raſſel, einem Napoleon geht es in blendendem Glanz auf den ruſſiſchen Eisfeldern auf, und doch wird es nie weder größer noch kleiner.

So werde ich Es denn niemals mit Augen ſehen, mit Händen greifen! Wohnt es vielleicht in jenen unendlichen, dem ſtärkſten Fernglas undurchdringlichen Räumen hinter der Milchſtraße?

Nein, es wohnt auch dort nicht, ſeine Wohnung iſt überall und nirgends. Es iſt wie der Unſichtbare, von dem Hiob ſagt: „Er geht vor mir über, ehe ich ihn gewahr werde, und verwandelt ſich, ehe ich ihn erkenne.“ Wer Es anfaßt, dem iſt es ſchon entſchwunden. Glaube keiner, ſein Nachbar ſei glücklicher als er und habe Es gebunden, Es treibt mit jedem das gleiche Spiel, keiner kommt ihm um Haaresbreite näher als der andere.

Ich habe behaupten hören, es gebe Menschen, die nie auf Es gewartet hätten, die gar nichts wüßten von seinem Dasein. Mir sind solche Päscherähs niemals vorgekommen. Allen, die ich kenne, auch den Ärmsten im Geiste, ist Es einmal in irgendeiner Gestalt erschienen.

Wenn der Mensch aufgehört hat, an Es zu glauben, so hat er aufgehört zu leben.

Ich glaube noch an Es — Es ist sogar das einzige, woran ich glaube, aber ich gehe ihm nicht mehr nach. Ich weiß, es ist immer da, wo ich nicht bin: gehe ich durch die Ebene, so nimmt Es seinen Weg über die Hügel. Wenn ich einmal gestorben bin, so wird Es gewiß kommen und auf meiner Aschenurne sitzen, und das wird ein schöner Augenblick sein; nur schade, daß alsdann niemand mehr da ist, ihn zu genießen.

Nachbars Werner

Meine erste Liebe, so erzählte mir meine Freundin Ada, war unser Nachbarssohn Werner Horst. Ich verehrte in ihm, ohne mir davon Rechenschaft zu geben, mein männliches Ideal, denn ich stand damals zwischen dem fünften und sechsten Jahre, befand mich also in einem Lebensalter, wo man die Liebe bisweilen schon nach der Empfindung, aber nicht dem Namen nach kennt.

Ich hatte schon von Werner [illegible] wir einander begegneten, denn meine Familie wohnte erst seit kurzem in der Stadt, und die besondere Art, wie die Erwachsenen von ihm sprachen, beschäftigte meine Einbildung.

Mein Vater pflegte nämlich zu sagen: „Der Werner ist ein Junge, aus dem einmal etwas werden kann, aber ich will nicht, daß meine Kinder mit ihm umgehen."

Und meinem [illegible] den Heimweg [illegible] zu machen.

[illegible]

Seine freie Miene, die glänzenden Augen, mit denen er den Großen so fest ins Gesicht sah, und daß er zwei Jahre älter war als ich, das alles flößte mir eine mit Scheu gemischte Bewunderung ein. Und als er wieder gegangen war und meine Mutter gegen den Vater bemerkte: „Es ist doch jammerschade um den Werner —“ da weiß ich noch ganz genau, daß mir das Herz unruhig zu klopfen begann.

Nachdem der Vater das Zimmer verlassen hatte, nahm ich all meinen Mut zusammen und fragte:

„Was hat denn der Werner getan, daß du sagst: Schade?“

„Oh, etwas sehr Häßliches,“ war die Antwort, „das kleine Mädchen besser gar nicht wissen sollten: der Werner ist ein Lügner.“

Und sie erzählte mir, daß Werners Vater alles aufgeboten habe, um den Jungen von diesem widrigen Laster zu heilen, aber kein Mittel wollte fruchten. Unzählige Prügel habe er an ihm abgeschlagen, ihn tagelang im Keller eingesperrt, es sei alles umsonst gewesen. Das Lügen sei so mit Werners Natur verwachsen, daß er es nicht lassen könne. Überhaupt sei er ein Tunichtgut und ein Heimtücker, was man ihm bei seiner offenen Miene gar nicht ansehen würde. Er halte sich immer nur einen Freund unter seinen Kameraden, aus dem mache er dann, was er wolle, setze ihm die größten Albernheiten in den Kopf und verleite ihn zu

schlechten, ungezogenen Streichen, bis er ihn eines Tages stehen lasse und sich wieder einen anderen suche. Werner Horsts Freundschaften dauerten nie länger als ein paar Wochen, aber in diesen paar Wochen mache er auch die bravsten zu ganz ungehorsamen und verdrehten Jungen. Deshalb hätten andere Eltern darauf zu achten, daß er von ihren Kindern fern bleibe.

Ich ging an diesem Tage ganz tiefsinnig umher. — Wie kann man nur lügen, dachte ich bei mir selbst. — Pfui, das muß etwas sehr Schmutziges sein! — Denn ich war ein kleiner Tugendbold und sehr stolz auf meine von den Eltern oft gerühmte Wahrheitsliebe, an der gar nichts Verdienstliches war, da ich als zärtlich gehegtes Hauskind niemals in die Versuchung geriet, mir mit einer Lüge zu helfen.

Daher nahm ich mir vor, den Werner gründlich zu verachten, ihn auch nicht anzusehen, wenn er mir auf der Straße begegnen würde. Aber heimlich mußte ich immer an den Missetäter denken. Meine Phantasie irrte beständig um seine mir doch nicht recht klar gewordenen Vergehungen und die Strafen, die er dafür zu verbüßen hatte, herum. Seine Beharrlichkeit im Bösen fesselte mich ebensosehr, wie ich sie verdammte, und so oft ich mir sein schönes, freies Gesicht vorstellte, wurde ich traurig.

Wenn mein Bruder gelegentlich in meiner Gegenwart sagte: „Der Werner Horst ist der Beste

in der ganzen Klaſſe“ — ſo wurde ich rot, ohne zu wiſſen, warum. Und als ich ihn eines Tages ſagen hörte: „Heut hat der Werner Prügel bekommen, weil er wieder gelogen hat“ — weinte ich im ſtillen. Fortan flocht ich allabendlich in mein Nachtgebet die Bitte ein:

„Und, lieber Gott, mache vor allem, daß der Werner nicht mehr lügt.“

Werners Vater war der Rektor und Kirchenälteſte Horſt, deſſen Haus dicht an das unſrige ſtieß. Da drüben fielen zuweilen Szenen vor, über die man bei uns nur flüſternd ſprach, denn meine ſanfte, immer gütige Mutter, die ich viel zu kurz beſeſſen habe, wollte nicht, daß wir Kinder von häßlichen und traurigen Dingen erführen; ſie verheimlichte uns ſogar ihren eigenen leidenden Zuſtand, um uns den Sonnenſchein der Kindheit ſolange wie möglich ungetrübt zu erhalten. Aber durch des Rektors Dienſtmagd Rike, die ſich bei unſerer Chriſtine das Herz zu erleichtern pflegte, war man von allem unterrichtet. Der Alte gehörte zu den Stillen im Lande und war der Schrecken der Schulkinder, denen er das Chriſtentum mit dem Stock einbleute. Nur über ſeinen Werner hatte er keine Gewalt. Dieſer drückte ſich, ſo oft er Gelegenheit fand, um die häuslichen Andachtsübungen und lief am Sonntag in den Wäldern umher. Wenn er dann zum Mittageſſen nach Hauſe kam, erwartete ihn regelmäßig eine Prügelſuppe, worauf

er für den Reſt des Tages abermals zu verſchwinden pflegte, um am Abend mit einer neuen Tracht Prügel begrüßt zu werden. Doch war ihm das Umherſtreifen ebenſowenig auszutreiben wie das Lügen. Einmal — aber dies erzählte mir Chriſtine nur mit gedämpfter Stimme und indem ſie ſich ängſtlich umſah, ob niemand zuhöre — war er ſogar mit einer Zigeuner- oder Kunſtreiterbande fortgezogen, man wußte nicht wohin, und erſt nach mehreren Tagen war der Vater ſeiner wieder habhaft geworden.

Ich weiß nicht, ob Werner ahnte, wie ſehr ſeine Nachbarin mit ihm beſchäftigt war. Jedenfalls nahm er ſeinerſeits von meinem Daſein in ſchmeichelhafter Weiſe Kenntnis, während es ſonſt bräuchlich war, daß die Mädchen von den Jungen über die Achſel angeſehen wurden.

Bei einer feſtlichen Gelegenheit entſpann ſich zur Schande meiner Grundſätze unſere Freundſchaft.

Die große Frühjahrsmeſſe führte alljährlich wandernde Sehenswürdigkeiten, wie Schießbuden, Tierbuden und dergleichen, nach unſerer Stadt. Diesmal war auf der großen Feſtwieſe vor den Toren neben anderen Herrlichkeiten ein Karuſſell aufgeſchlagen, das den ganzen Tag nicht leer wurde und die Herzen der Jugend mit Begeiſterung erfüllte. Ich hatte nie zuvor ein Karuſſell geſehen, und das quietſchende, kreiſende Ding mit ſeinen

Pferdchen und Wägelchen und dem flatternden Wimpel auf dem Zeltdach erregte mein glühendstes Verlangen. Die Mutter schenkte mir ein paar Kreuzer, zog mir ein weißes Kleid mit rosa Bändern an und schickte mich am Sonntag mit Christine auf die Festwiese.

Einen Sonntag wie diesen habe ich nicht wieder erlebt. Die Wiese war so grün, daß man nichts Grüneres sehen konnte; die Sonne schien hell, und die Weiße des leinenen Zeltdaches, worauf die bunten Fähnchen wehten, biß einem fast in die Augen. Aber das allerschönste war die Musik, die den Rundgang des Karussells begleitete; die Töne der Sphärenharmonie können einem verstehenden Ohre nicht beseligender klingen als mir das Geschrille jener Jahrmarktsorgel, in das sich das Ächzen der drehenden Mechanik mischte. Noch heute kann ich kein Karussell herumgehen sehen, ohne eine Weile stehenzubleiben, und die Töne, die mein Ohr zerreißen, wecken ein fernes, himmlisches Echo in meiner Erinnerung. Doch ließ sich der wonnevolle Tag zuerst für mich bedenklich an. Christine wollte mich in eines der grünlackierten Kütschchen heben, wogegen ich mich sträubte, denn ich verlangte sehnlich nach einem Pferd. Die bäumenden Vierfüßler aber waren alle von den Jungen besetzt, die es als einen Eingriff in ihre Vorrechte betrachteten, daß auch ein Mädchen in den Sattel steigen wollte, und mich überall zurück-

drängten. Es war eine allgemeine Verſchwörung, mich nicht ankommen zu laſſen, und unzählige Male mußte ich das Karuſſell ohne mich abgehen ſehen. Ich war ganz troſtlos vor Schmerz und Scham, daß man mich nirgends dulden wollte, und es fehlte nicht viel, ſo wäre ich weinend nach Hauſe gelaufen. Als das Karuſſell wieder einmal ſtill hielt, ſah ich einen herrlichen Rappen mit rund gebogenem Hals und wehender, hölzerner Mähne mir gerade gegenüber. Ich ſtürzte darauf zu, griff nach dem Steigbügel, wurde aber alsbald wieder gepackt und zurückgezerrt. Diesmal war es mein eigener Bruder, der mich wegzureißen ſuchte, doch ich hielt den Bügel feſt, und ein gewaltſames Ringen entſtand.

„Schäm dich doch, Ada,“ keuchte er ganz außer ſich — „die Mädchen gehören nicht aufs Pferd, die Mädchen gehören in die Kutſchen.“

Nicht daß er das Pferd für ſich gewollt hätte, aber als Muſterknabe, der er war, konnte er es nicht ertragen, ſeine Schweſter eine Ausnahme machen zu ſehen. — Ich war zwar die jüngere, aber keineswegs erheblich ſchwächer und wehrte mich wie eine Löwin. Die Umeſtehenden lachten, der Aufwärter ſagte begütigend: „Was macht ihr, Kinder, es iſt Platz für alle! Aufgeſtiegen! Jetzt fahren wir ab.“

Er hatte gut reden, mein Bruder hielt mich an meinen langen, gelockten Haaren feſt. Mit einem

Ich habe behaupten hören, es gebe Menschen, die nie auf Es gewartet hätten, die gar nichts wüßten von seinem Dasein. Mir sind solche Päscherähs niemals vorgekommen. Allen, die ich kenne, auch den Ärmsten im Geiste, ist Es einmal in irgendeiner Gestalt erschienen.

Wenn der Mensch aufgehört hat, an Es zu glauben, so hat er aufgehört zu leben.

Ich glaube noch an Es — Es ist sogar das einzige, woran ich glaube, aber ich gehe ihm nicht mehr nach. Ich weiß, es ist immer da, wo ich nicht bin: gehe ich durch die Ebene, so nimmt Es seinen Weg über die Hügel. Wenn ich einmal gestorben bin, so wird Es gewiß kommen und auf meiner Aschenurne sitzen, und das wird ein schöner Augenblick sein; nur schade, daß alsdann niemand mehr da ist, ihn zu genießen.

Nachbars Werner

Meine erſte Liebe, ſo erzählte mir meine Freundin Ada, war unſer Nachbarsſohn Werner Horſt. Ich verehrte in ihm, ohne mir davon Rechenſchaft zu geben, mein männliches Ideal, denn ich ſtand damals zwiſchen dem fünften und ſechſten Jahre, befand mich alſo in einem Lebensalter, wo man die Liebe bisweilen ſchon nach der Empfindung, aber nicht dem Namen nach kennt.

Ich hatte ſchon von Werner reden hören, bevor wir einander begegneten, denn meine Familie wohnte erſt ſeit kurzem in der Stadt, und die beſondere Art, wie die Erwachſenen von ihm ſprachen, beſchäftigte meine Einbildung.

Mein Vater pflegte nämlich zu ſagen: „Der Werner iſt ein Junge, aus dem einmal etwas werden kann, aber ich will nicht, daß meine Kinder mit ihm umgehen.“

Und meinem Bruder Erich, der die gleiche Lateinklaſſe beſuchte wie Werner, war es verboten, den Heimweg aus der Schule in ſeiner Geſellſchaft zu machen.

Ganz deutlich erinnere ich mich, wie Werner das erſtemal zu uns kam. Sein Vater hatte ihn mit einem Auftrag an den meinigen geſchickt.

beſaßen, die jedesmal über die Meßwoche auf dem Marktplatz aufgeſchlagen wurden und in der Zwiſchenzeit friedlich in irgendeinem Schuppen ruhten. Doch dies kümmerte mich nicht, ich ſpazierte unter wonnigem Grauſen mit meinem neuen Freunde durch die völlig verödeten Gaſſen von Wasta, an den leeren Häuſern und Paläſten hin, und erſt nach längerem Schauen und Staunen fiel es mir ein, nach den Bewohnern zu fragen. „Sie ſind alle tot ſeit mehr als tauſend Jahren," ſagte Werner, und nun erzählte er mir eine lange, gruſelige Geſchichte vom Untergang der Stadt Wasta, die zur Strafe ihrer Sünden vor unvordenklicher Zeit mit Mann und Maus unter die Erde verſunken war.

Ich fragte, was denn die Leute getan hätten, um eine ſo ſchwere Strafe zu verdienen; da antwortete er ruhig:

„Sie waren alle Lügner, die ärgſten, die es je gegeben hat. Denn ſie logen ſogar den lieben Gott an, als er einmal auf der Reiſe nach Wasta kam. Da wurde er böſe und verſtieß ſie alleſamt unter den Boden."

„Das iſt ja gräßlich," ſagte ich ſchaudernd. „Kann man ſie denn nicht erlöſen?"

Er ſah mich mit einem halb traurigen, halb liſtigen Blicke an und ſagte:

„Man könnte ſchon, und deshalb kommt Wasta alle tauſend Jahre wieder herauf, aber nur ein

Menſch, der nie gelogen hat, könnte ſie erlöſen, und einen ſolchen gibt es nicht.“

„Oh,“ rief ich voll Tugendſtolz, „ich habe nie gelogen, vielleicht daß ich es verſuchen kann.“

Aber Werner ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Du kannſt es nicht, niemand kann es, denn alle Menſchen lügen, auch wenn ſie es ſelbſt nicht wiſſen. — Siehſt du, dieſes Haus iſt das größte von allen. Darin wohnte der König. Er hieß Ferragut und ſeine Königin Thebaſile. Sie wurden am tiefſten verſenkt, weil ſie vor dem lieben Gott geprahlt hatten, ſie könnten mit trockenen Füßen auf dem Waſſer gehen, was doch nur die Engel und die Heiligen können. Darum iſt auch ihr Dach ſo ſchwarz, weil es am tiefſten in der Erde ſteckt. — Oh, ich könnte dir viele Geſchichten von Wasta erzählen, denn ich weiß ſie alle.“

Jetzt wurde mir unheimlich. „Laß mich fort,“ ſagte ich, „komm, ich mag nicht in Wasta ſein.“

„Biſt du denn furchtſam?“ fragte er geringſchätzig.

„Ich bin nicht furchtſam, aber ich mag nicht in Wasta ſein.“

„Ei, ſo geh heim,“ ſagte er.

Aber ich ging nicht, denn ich hätte mich noch weit mehr gefürchtet, allein durch die öden Brettergaſſen zu laufen. Alſo hielt ich mich dicht an meinen Begleiter, und dieſer ſchleppte mich von Haus zu Haus, vor die Wohnung des Miniſters,

des Richters, des Pfarrers, bis vor ein ganz kleines Häuschen, von dem er sagte, daß hier der Totengräber wohne. Sie hatten alle Namen, merkwürdige, nie gehörte Namen, die ich nicht behalten konnte. Ich begreife heute noch nicht, wo er sie alle in der Schnelligkeit hernahm. Und plötzlich erfaßte ihn eine tolle Laune, denn er schlug mit den Fäusten an eine der nächsten Brettertüren und rief mit schmetternder Stimme:

„Ihr Leute von Wasta, wachet auf, der jüngste Tag ist da!“

Und ich, vom gleichen Fürwitz gestochen, klopfte ebenfalls und schrie aus vollem Halse:

„Habt ihr noch nicht genug, ihr Schläfer? Stehet auf, es ist an der Zeit! —“ und ähnliche Torheiten, mit denen wir uns gegenseitig ansteckten. Wir galoppierten die ganze Straße hinauf, schlugen an jedes Haus, riefen den König Ferragut und die Königin Thebasile sowie Minister, Richter und Pfarrer aus dem Schlafe, bis wir durch den Klang unserer eigenen Stimmen und das Gepolter eines unachtsam angestoßenen Balkens in solchen Schreck versetzt wurden, daß wir atemlos davonstürzten und nicht eher haltmachten, bis wir die Straße erreichten, wo unsere Häuser lagen. Dort trafen wir auf einen großen Menschenschwarm, der von der Festwiese nach der Stadt strömte, und unter der Menge war auch unsere Christine, die mich in tausend Ängsten gesucht hatte. Natürlich nahm

ſie mich gleich beim Wickel und drohte, mich beim Vater zu verklagen, es lief aber gut ab, denn ſie hatte mindeſtens ebenſoviel Urſache wie ich, ihre Erlebniſſe zu verſchweigen.

Der verbotene Bund blieb noch eine ganze Weile verborgen, obgleich ich nichts weniger als vorſichtig war und an jedem Abend auf die Gaſſe oder in den großen Obſtgarten lief, wo ich ſicher war, Werner zu treffen. Ohne Verabredung fanden wir uns immer ganz von ſelbſt zuſammen. Meiſt kam er über die Mauer geſtiegen, die das Anweſen ſeiner Eltern von unſerem Obſtgarten trennte. Wie es kam, daß man uns nie beiſammen ſah, weiß ich ſelber nicht, wahrſcheinlich dadurch, daß wir uns mehr in den Kronen der Bäume, als auf der Erde bewegten. Werner kletterte wie ein Eichhörnchen, und ich lernte dieſe ſowie manche andere ſchöne Kunſt von ihm. Durch die Kränklichkeit meiner Mutter war ich größtenteils ohne Aufſicht, denn zwiſchen mir und Chriſtinen beſtand das ſtillſchweigende Einverſtändnis, daß ſie des Abends mit ihrem Soldaten ging und mich im Obſtgarten bei Werner ließ. Er hatte immer Zeit für mich übrig, denn wenn Erich noch bei angezündeter Lampe über ſeinen Schulaufgaben ſchwitzte, hatte Werner ſchon lange vor Sonnenuntergang ſeine Vokabeln gelernt, ſein Schriftliches bereinigt und trieb ſich mit mir im Garten herum. Das Lernen war ihm nur ein Spiel, und

er ſetzte durch die Schnelligkeit ſeiner Auffaſſung die Lehrer in Erſtaunen. Nur im Rechnen bekam er ſchlechte Noten, mein Bruder ſagte, es ſei das einzige, was ihm ſchwerfalle.

Ich bemerkte das einmal gegen ihn, da antwortete er ſtolz:

„Das Rechnen fällt mir nicht ſchwer, es langweilt mich bloß. Wenn ich wollte, ſo könnte ich rechnen.“

Welches Glück ich in ſeiner Freundſchaft fand, das läßt ſich gar nicht in Worte faſſen. Um es zu verſtehen, müſſen Sie wiſſen, daß ich nicht in die Schule geſchickt, ſondern zu Hauſe unterrichtet wurde und folglich keine Kameradinnen beſaß. Ich verſtand mich überhaupt nicht mit den kleinen Mädchen, die ich wie Werner langweilig fand, und da mein Bruder ſich nicht mit mir abgab, hatte ich meine kleine Welt bisher einſam mit mir herumgetragen. Jetzt beſaß ich einen Freund, der mich achtete und vor dem alle anderen Reſpekt hatten, den „Beſten in der Klaſſe“, wie mein wohlerzogener Bruder ſagte. Die Freundſchaft mit Werner trug mir ſogar Erichs Achtung ein. Der Gute, er wußte die Naturgabe zu ſchätzen, denn er war ſelber ſtrebſam, obgleich ihm das Lernen ſchwer wurde. Um ſo mehr bewunderte er Werner, wenn er ſich auch, dem elterlichen Gebot gehorſam, von ihm fernhielt, und jedenfalls war ich ſicher, daß er unſere Freundſchaft nicht verriet.

Der Beſuch in Wasta hatte einen ungeheuren Eindruck auf mich gemacht, und oft fragte ich Werner: „Wann gehen wir wieder nach Wasta?“ — aber er hatte jetzt andere Geſchichten im Kopf, denn es lag nicht in ſeiner Art, bei einer Sache lange zu bleiben — Wasta war in die Erde verſunken und kam erſt in tauſend Jahren aufs neue zum Vorſchein.

Niemand hat mir jemals wieder Geſchichten erzählt wie Werner Horſt, und die Welt, in der ich jeden Tag mit ihm lebte, habe ich ſpäter nur in der Dichtung wiedergefunden.

Aber der Roſenbuſch unſerer Freundſchaft trug auch Dornen, die mich zuweilen ſchmerzhaft ſtachen. Gleich bei unſerem erſten Wiederſehen blickte mich Werner längere Zeit mißbilligend von der Seite an und bemerkte endlich:

„Du biſt ja gar nicht mehr ſo ſchön, wenn du das weiße Kleid mit den roſa Bändern nicht anhaſt.“

Was hätte ich drum gegeben, alle Tage das weiße Kleid anziehen zu dürfen; ich bat und bettelte jeden Morgen darum, aber Chriſtine, die es zu waſchen und zu bügeln hatte, nahm meine Bitten ſehr unwirſch auf, und mein Bruder, der ein Topfgucker war, ſagte:

„Iſt die Ada toll? Das weiße Kleid am Werktag? Was würden da die Leute ſagen?“

Ich war eigentlich ein dummes Kind, wenigſtens ein unerhört leichtgläubiges, und das muß es vor

allem gewesen sein, was den viel begabteren Werner so an mich fesselte. Die Dinge, die er in seinem Kopf mit unwiderstehlichem Drang zusammenbraute, wurden durch meine innige Überzeugung zu lauter Wirklichkeiten. Und wenn es einmal gar zu abenteuerlich herging, daß ich denn doch stutzig wurde, so sagte er nur:

„Es ist wahr, das Prinzeßchen hat mir's gesagt —"

Dann staunte ich mit aufgerissenen Augen und glaubte sofort wieder alles.

„Wer ist denn das Prinzeßchen?" fragte ich ihn zu öfteren Malen. Aber er antwortete nichts als: „Das Prinzeßchen ist eben das Prinzeßchen —" und damit mußte ich mich zufrieden geben.

Bei alledem hatte ich doch eine Ahnung, daß ich mich mit ihm in einer Welt der Täuschungen befand, aber sie war für mich ebenso wahr und vorhanden wie die Welt der Tatsachen, nur daß ich keine handgreiflichen Proben ihres Daseins verlangte, wie es Werners Schulkameraden zu tun pflegten, und deshalb stand unsere Freundschaft auf festem Boden. Nur wenn seine Geschichten sich ins Wilde und Grausame verirrten, mochte ich sie nicht mehr anhören. Dann ärgerte er sich und sagte voll mitleidiger Geringschätzung: „Es ist doch etwas zu Dummes um so ein Mädchen —" aber er zog doch wieder gelindere Saiten auf. Am liebsten

erzählte er vom „Monitor“ und „Merrimac“. Das waren zwei Ungeheuer, die im Atlantiſchen Ozean hauſten und ſich immerfort bekriegten. So oft er kam, wußte er eine neue Begebenheit, die zwiſchen ihnen vorgefallen war, zu erzählen. Jede Phaſe ihrer unendlichen Kämpfe ſtellte er mir dramatiſch dar und nötigte mich, ſelber dabei mitzuſpielen. Ich mußte mich aufblaſen und ungeheuren Dampf auspuſten. Schnaubend kam er angerannt, und ich fürchtete mich jedesmal entſetzlich, denn wenn er einmal verſichert hatte, daß er jetzt der Merrimac ſei, ſo war es mir ganz unmöglich, ihm nicht zu glauben. Nichts konnte ihn ſo erboſen, als wenn ich keine Luſt hatte, Monitor zu ſein, und ihn mit Tränen bat, doch ſelber wieder der Werner Horſt zu werden. Durch die Drohung, er gehe weg und werde nie mehr mit mir ſpielen, machte er mich immer aufs neue willfährig. Die beiden Ungetüme mußten auf den Wogen gegeneinander heranraſen, ſie wühlten um ſich her das Waſſer auf und ſpien Feuer aus ihren Nüſtern. Ihre Bruſt war von Eiſen und jedem Stoß gewachſen. Aber leider war meine Bruſt nicht von Eiſen, und ich erhielt häufig Püffe, die mich zu Boden warfen, was dann Zank und Tränen nach ſich zog. Eines Tages hatte unſer Kampf, bei dem der Monitor zum Rückzug blies, ſich bis an das ſeichte Lauterufer, an das unſer Obſtgarten grenzte, hinabgezogen. Ich ſpritzte Waſſer gegen meinen Feind, um die Täuſchung zu erhöhen;

da wurde in Werner die Kriegsluſt übermächtig, er rannte mich nieder und drückte mir den Kopf ins Waſſer, daß ich faſt ertrank. Natürlich gab es ein fürchterliches Geſchrei und die Dazwiſchenkunft der beiderſeitigen Eltern, die mit einer Tracht Prügel für Werner endigte.

Erſt viele Jahre ſpäter, als ich erwachſen war, erfuhr ich, was es mit dem Monitor und Merrimac auf ſich gehabt hatte: nämlich, daß es die zwei feindlichen Kriegsſchiffe, die erſten gepanzerten, im amerikaniſchen Sezeſſionskrieg waren, der in unſere Kindheit fiel. Werner mußte irgendwo von ihnen gehört oder Abbildungen geſehen haben, die ſich in ſeiner Phantaſie zu zwei feuerſpeienden Seedrachen umgeſtalteten.

Unſere Beziehungen waren alſo durch die Seeſchlacht an den Tag gekommen, und ich muß mich nachträglich wundern, wie ſie ſo lange verborgen bleiben konnten. Natürlich hütete ich mich wohl, zu geſtehen, wie nahe ich daran geweſen war, von Werner ertränkt zu werden, ſondern ſtellte meinen Sturz ins Waſſer als ein zufälliges Mißgeſchick dar, das man bei der Seichtigkeit des Flußbettes nicht tragiſch nahm. Dagegen waren meine Eltern ſehr überraſcht, mich in ſo anrüchiger Geſellſchaft zu finden, und das Verbot, mit Werner umzugehen, wurde ſtrengſtens erneuert.

Doch dies hinderte mich nicht, am nächſten Abend wieder auf der Obſtwieſe zu warten, bis

er über die Mauer ſtieg, und als man uns dabei ertappte und Werner den Garten verbot, wußten wir uns anderswo zu finden. Man drohte mir mit Einſperren und ſogar mit Schlägen. Ich war nie geſchlagen worden, und der Gedanke, daß eine Hand mich in unfreundlicher Abſicht berühren könnte, war mir fürchterlich; aber von Werner konnte ich nicht laſſen. Wagte er alles für ſeine romantiſche Welt, ſo wagte ich alles für ſeine Geſellſchaft.

Er hatte eine Schweſter namens Anna, ein blaſſes, verkümmertes Geſchöpf, das ein paar Jahre älter, aber viel kleiner war als er und ſich ſehr geſetzt und wohlerzogen benahm. Sie kränkelte immer und hatte etwas Scheues, Trauriges in ihrem Weſen. Es hieß von ihr: „Sie iſt eiferſüchtig.“ Darunter konnte ich mir nichts Beſtimmtes vorſtellen, aber es erhöhte den unbehaglichen Eindruck, den dieſes Kind mir auf den erſten Blick gemacht hatte.

Die Geſchwiſter liebten einander nicht, denn Anna brachte jedes Verſehen ihres Bruders zur Anzeige. Deshalb mochte ich ſie auch nicht leiden, obgleich ſie ſich eine Zeitlang Mühe gab, mich zu gewinnen, was mir als der viel Jüngeren doch hätte ſchmeicheln müſſen. Aber Werner ſagte: „Das tut ſie nur, weil du zu mir hältſt“ — und Werners Worte waren mir das Evangelium.

Dieſe Anna kundſchaftete jetzt das neue Verſteck aus, das wir hinter der Schloßmauer unſern unſerer

Häuſer gefunden hatten. Dort lagen zu unbekanntem Zweck ein paar behauene Stämme aufgeſchichtet, auf denen wir ſpielten. Werner zog einen von ihnen ſo weit aus dem Haufen hervor, daß wir uns beide rittlings darauf ſetzen konnten, er peitſchte den Balken mit einer Gerte, wir ſchwippten beide aus Leibeskräften, und das nannten wir „Karuſſellfahren“. Der Balken bewegte ſich zwar nicht im geringſten, weil er zu feſt eingekeilt war, wir ritten aber gleichwohl durch die Lüfte und erlebten die wunderbarſten Abenteuer. Don Quichotte und ſein Sancho können nicht überzeugter auf den „Zapfenhölzern“ geſeſſen haben. Mein Freund ſang dazu mit ſchmetternder Stimme wilde Kriegslieder, indianiſche Schlachtgeſänge und ähnliches, in, wie ich glaube, ſehr freien Rhythmen, denn er hatte ſie ſelbſt verfaßt. Mich begeiſterten ſie jedenfalls gewaltig, beſonders weil der Feind nicht zum Vorſchein kam, und ich ſchrie aus vollem Halſe mit.

Da ſtand mit einem Male die blaſſe Anna vor uns und ſagte: wenn wir ſie mitſpielen laſſen, ſo wolle ſie verſprechen, uns nicht anzugeben. Aber Werner geriet in den größten Zorn und jagte ſie mit ſeiner Gerte davon.

Stehenden Fußes ging ſie zu meinen Eltern und teilte ihnen mit, wo ich zu finden ſei. Bei dieſer Gelegenheit aber zeigte ſich meines Vaters pädagogiſche Weisheit im hellſten Lichte; er ſah ein, daß

er mit keinem Machtwort gegen meine Leidenſchaft aufkommen konnte, und zog es vor, ſein Anſehen nicht weiter aufs Spiel zu ſetzen. Ich wurde einfach von Chriſtine nach Hauſe geholt und bekam kein böſes Wort wegen meines Ungehorſams zu hören. Im Gegenteil, des anderen Tags machte die Mutter einen Beſuch bei Rektors, und die Folge war, daß Werner die Erlaubnis erhielt, in unſerem Haus und Garten unter Aufſicht der Großen mit mir zu ſpielen. Dagegen wurde auch ich zu Rektors eingeladen, und die Anna kam zu uns, denn meine Mutter fand es unpaſſend, daß ich mit dem Bruder Freundſchaft haben wollte und mit der Schweſter nicht.

Werners Ruf hatte ſich nämlich gebeſſert, ſeitdem er nicht mehr von Hauſe weglief, noch ſeine Kameraden verführte, ſondern ſeine Freiſtunden mit mir als „Merrimac“ zubrachte. Auch hatte ſich ſeit lange niemand beſchwert, von ihm angelogen worden zu ſein, vielleicht, weil er an mir eine immer willige Abnehmerin ſeiner phantaſtiſchen Einfälle hatte. Mitunter kam es jetzt auch den Großen bei, ihn ſo zu ſehen, wie das untrügliche Gefühl der Kinder ihn von allem Anfang an erkannt hatte. Beſonders mein Vater gab ſich gern mit ihm ab und bemerkte einmal gegen die Mutter, es ſtecke ein ganz eigener Geiſt in dem Jungen, denn er tue, ohne altklug zu ſein, bisweilen Äußerungen, die für manchen Erwachſenen zu tief wären.

Ein eigener Geist war auch wirklich in ihm. Er wußte viele Dinge voraus, die richtig eintrafen, besonders solche, die sich auf ihn selbst bezogen, und die ganze Art eines Menschen bezeichnete er oft mit einem einzigen Wort.

So lebhaft mir noch jeder Zug seines Wesens in Erinnerung ist, so wenig könnte ich die Züge seines Gesichts beschreiben. Nur seine Augen sehe ich noch ganz deutlich vor mir, sie hatten zuweilen einen Glanz und Ausdruck, den ich in keinem anderen Auge mehr gesehen habe; es war wie das Licht einer anderen Welt, das aus ihnen schien. Und noch eine Einzelheit ist mir geblieben: er hatte ein kleines blaues Äderchen auf der Stirn zwischen den Augenbrauen, das unsere Christine das „Kirchhofblümchen“ nannte; denn sie pflegte zu sagen, daß Kinder mit solchen Adern auf der Stirn nicht groß würden.

Nachträglich muß ich mich wundern, wie Werner es fertig brachte, seine Freundschaft mit einem kleinen Mädchen gegen die ganze Meute seiner Schulkameraden aufrechtzuerhalten, denn auch die Welt der Kinder hat ihre Konventionen. Bei uns waren die „Mädeln“ (ein Wort, das nur mit schief gezogenen Mundwinkeln ausgesprochen wurde) von den „Buben“ tief verachtet, und wer sich mit ihnen abgab, der sank zum gleichen Pariatum herab. Eine Zeitlang drohte auch Werner dieses Schicksal. Denn eines Tages, als sie aus der Schule kamen,

umringten ihn seine Kameraden und sangen ihm ein Spottlied zu, das gegen die „Mädlesfüßler", das heißt solche, die den Mädchen nachgingen, im Schwang war. Aber sie waren mit ihren Hänseleien an den Unrechten gekommen. Werner geriet in einen seiner sinnlosen Wutanfälle, die alle an ihm kannten. Ohne zu denken, daß er einer gegen viele war, warf er sich auf den, der ihm zunächst stand, und obgleich die ganze Bande sich an ihn hängte, richtete er den armen Teufel mit Stoßen, Schlagen und Treten entsetzlich zu. Er selbst ging blutend und zerbissen, aber doch als Sieger aus dem Kampfe hervor, denn er hatte den Platz behauptet und sagte zu seinen Kameraden:

„So, ihr habt gesehen, daß ich mir nichts befehlen lasse. — Jetzt sage ich freiwillig: ich spiele nicht mehr mit der Ada."

Er kam zu mir in den Garten und rief mir zu: „Adieu, Ada, ich spiele nicht mehr mit dir, es schickt sich nicht, du bist ja nur ein Mädchen."

Sprach's, drehte mir den Rücken und kletterte über die Mauer zurück. Ich stand wie vom Blitz getroffen und fand kein Wort der Erwiderung. Mehrere Tage blieb er aus; ich ging in dieser Zeit wie geistesabwesend herum und verschluckte meine Tränen, damit die Großen nichts merken sollten. Mein Bruder sah mich oft schadenfroh von der Seite an, denn er wußte ganz genau, was vorging, und er äußerte zuweilen sentenziös: „Die Mädeln ge-

hören zu den Mädeln und die Buben zu den Buben."

Aber schon nach ein paar Tagen kehrte Werner von selbst zu mir zurück, denn er konnte meine Gesellschaft nicht auf die Länge entbehren. Zu seinen Kameraden sagte er: „Daß ihr's nur wißt: ich spiele wieder mit der Ada —" worauf ihm diese einmütig antworteten: „Spiele, mit wem du willst, das kann uns einerlei sein."

Fortan ließen sie ihn in Ruhe, und unsere Freundschaft erlitt keine weitere Trübung mehr. Werner bedurfte meines unbegrenzten Glaubens und meines nimmersatten Zuhörens. Mir konnte er auch anvertrauen, was er einem Knaben nicht anvertraut hätte: das Geheimnis seines Lebens. Er haßte seinen Vater von der frühesten Kindheit an. Schon in seinen allerersten Vorstellungen stand sein Vater als der Zuchtmeister da, der für jede Übertretung den Stecken bereit hat. Nie erinnerte er sich eines guten Wortes oder einer Liebkosung von ihm, ja er würde eine solche verabscheut haben, mehr als die Hiebe, die er erhielt. Seinem Vater einen starren Trotz zu bieten, in nichts ihm nachzuleben, bei Drohungen zu lachen und bei Mißhandlungen mit keiner Wimper zu zucken, das war für jetzt sein höchster Ehrgeiz. Aber später — da sollten sie schon sehen. Da sollte es ihnen leid tun, daß sie keine Liebe in ihm erweckt hatten, auch der Mutter und der Anna. Denn er war ja viel mehr

als ſie alle, und es war ja ſicher und ausgemacht, daß er ein ſehr mächtiger und reicher Mann werden würde; die Seinigen aber ſollten keinen Teil an ſeinem Glücke haben, denn er wollte weit, weit fort, ſo weit, daß ſie ihn gar nicht mehr zu Geſicht bekämen.

Dann pflegte ich ſehr beklommen zu fragen: „Ich auch nicht, Werner?“

Worauf er gewöhnlich antwortete: „Dummes Mädel, du gehſt ja mit —“ als ob ſich das von ſelbſt verſtünde.

Mit dieſer Ausſicht half ich ihm gern an ſeinen Luftſchlöſſern bauen. Es ſollte alles ganz herrlich werden in der Zukunft. Ein Haus wollten wir haben, das auf einer ganz kleinen Inſel mitten im Meere lag, und woran bei Tag und Nacht die Wellen brandeten. Und in buntbeflaggten Schiffen wollten wir fahren, auf Kamelen wollten wir in die Wüſte reiten. Wenn er nur erſt einmal zehn Jahre alt war — und dann zwölf — und ſchließlich fünfzehn —

„Fünfzehn!“ rief ich ſchwindelnd vor der Höhe dieſer Zahlen — „aber dann ſind wir ja uralt!“ — Denn ſchon das zehnte, das für mich noch in weiter Ferne lag, erſchien uns als der Wendepunkt, hinter dem die Welt der Großen ſich auftut. Wäre es nur erſt ſo weit! Wir zählten die Monate und die Tage, die uns noch von dieſem erlöſenden Zeitpunkt trennten. Denn daß ſofort alles anders

werden mußte, wenn Werner das zehnte Jahr erreicht hatte, das ſtand über jedem Zweifel: er wußte es von dem Prinzeßchen.

Noch immer wollte er mir nicht ſagen, wer das Prinzeßchen eigentlich war, aber ſo viel hatte ich begriffen, daß es nicht in Fleiſch und Bein wie andere kleine Mädchen umherging. Gar zu gerne hätte ich es einmal geſehen, aber er tat ſehr geheimnisvoll damit, und nur, wenn ich dringend wiſſen wollte, wie es ausſehe, antwortete er:

„So wie du, wenn du dein weißes Kleid anhaſt.“

Ich glaube, daß Werners Phantaſie ihn zu großen Übertreibungen verleitete, wenn er von ſeines Vaters Härte und von den Verfolgungen, denen er ausgeſetzt war, erzählte. Die traurige Wahrheit, die ich natürlich erſt viel ſpäter durchſchaute, war die, daß die beiden Naturen geſchaffen waren, einander zu verkennen und abzuſtoßen. Werner hatte unglückſeligerweiſe gar keinen Sinn für Tatſachen, er ſchob dieſelben hin und her und ſprang mit ihnen um, wie es ihm eben paßte, und was er anderen ſagte, das glaubte er ſelber felſenfeſt. Dieſe Eigenheit und die ganze Neigung zu fabulieren hielt der Alte für diaboliſche Einwirkung und trachtete, ſie mit Stumpf und Stiel in ihm auszurotten. Er war ein beſchränkter Pedant von enger Redlichkeit und eiſerner Strenge: nach Werners Schilderungen aber erſchien er als der

scheußlichste Tyrann und Wüterich. In Wahrheit hing er jedoch viel mehr an Werner als an der Tochter, und ganz im Grund seiner Seele war er sogar äußerst stolz auf diesen begabten Sohn, von dem alle mit Bewunderung sprachen. Nur hielt er es für seine väterliche Pflicht, ihm dies niemals zu zeigen und dem Knaben mit systematischer Strenge zu begegnen, was zu beiderseitiger unheilbarer Verbitterung führte. Die Mutter, eine brave, spießbürgerliche Frau, war viel zu unbedeutend, um zwischen Sohn und Vater zu vermitteln. Sie hetzte sogar, durch Anna aufgestachelt, obgleich auch sie sich mächtig viel auf ihren Werner einbildete. Darum schloß sie auch der Knabe, wiewohl mit gemäßigterem Groll, in die Abneigung gegen seinen Vater ein. Ich war von einem womöglich noch größeren Abscheu gegen die Seinigen erfüllt und half ihm die abenteuerlichsten Fluchtpläne spinnen. Es wurde verabredet, daß wir beide unser kleines Taschengeld in die Sparbüchse legen sollten bis zu dem großen Augenblick, wo wir den Flug in die Welt antreten würden. Und was mich betrifft, so habe ich auch das Abkommen treulich gehalten, denn all die größeren und kleineren Silbermünzen, die ich im Laufe des Jahres von Eltern und Tanten geschenkt bekam, wanderten in das aufgesperrte Maul eines glänzend schwarzen porzellanenen Mohrenkopfes, dem sie nur wieder zu entreißen waren, wenn man ihn selbst zer-

ſchmetterte. Wie viel er enthielt, das wußte ich ſelber nicht, aber häufig labte ich mein Ohr an dem Geklapper der Silberſtücke, was mir manchen „alten Geizhals“ von meinem Bruder eintrug. Wer dagegen gar nicht ſparen konnte, das war Werner. Was er beſaß, verbrauchte er ſogleich oder ließ es ſich von ſeiner Schweſter abbetteln, denn er war zu ſtolz, um jemals eine Gabe, um die man ihn anging, zu verweigern. Die Anna beſaß ein Käſtchen mit Schlüſſel, damals unter Kindern ein unerhörter Beſitz, und darein verſchloß ſie alles, was ſie ergattern konnte. Sie ließ uns andere niemals einen Blick hineinwerfen, aber ich wußte durch Werner, daß es ganz voll war von ſchönen Sachen, die unſere große Sehnſucht erregten, wie Farben und Farbenſchalen, bunten Bleiſtiften und anderen Herrlichkeiten, und ganz hinten in einer Ecke ſtand eine Puppentaſſe, in der ſie ihr Geſpartes aufbewahrte. Wie wichtig uns dieſer Kaſten erſchien, und wie wir uns dennoch mit unſeren wenigen Habſeligkeiten, die aller Welt gehörten, ſo hoch über die reiche Knauſerin erhaben dünkten, das iſt eine Empfindung, die ich noch heute nachfühlen kann.

Wenn ich die Daten nachrechne, ſo ſehe ich, daß unſere Freundſchaft etwa zwei und ein halbes Jahr gedauert hat, in meiner Erinnerung aber iſt es ein ganzes Menſchenleben. Tage waren wie Jahre und Jahre wiederum wie ein einziger Tag. Der

Frühling wurde zum Sommer, der Sommer zu Herbst und Winter, und wir lebten in immer gleicher Fülle des Daseins, wozu auch unsere kleinen — für uns so großen — Nöte und Schmerzen gehörten. Goldene Kindheit, die im Grunde unser wahres Dasein ist! — Denn was später kommt, ist nur eine vergrößerte und vergröberte Wiederholung.

Das „Prinzeßchen" lebte noch immer als mythische Person in meiner Vorstellung, denn Werner tat sehr geheimnisvoll damit, nur bisweilen sagte er:

„Warte, in der Vakanz, wenn ich einmal recht viel Zeit übrig habe, führe ich dich zu ihr."

Und er erzählte mir, daß sie mitten im Walde in einem Rosengärtchen wohne, das noch von keinem als von ihm entdeckt worden sei. Ein Schulfreund, dem er einmal davon gesprochen, habe es einen ganzen Nachmittag vergeblich gesucht und ihn dann als einen Lügner verschrien. Das Gärtchen sei nämlich nicht für jedermann sichtbar, und er selber habe es danach lange Zeit nicht wieder finden können. Jetzt laufe er jeden Sonntagmorgen dorthin, wenn er sich nämlich um die Kirche drücken könne, und zur Beglaubigung brachte er sogar einmal ein Geschenk vom „Prinzeßchen" mit: einen flaumigen, ganz mit grünem Haar umsponnenen Ball, der an einem Rosenzweig gewachsen war und einen wunderbaren, wildfrischen

Geruch ausströmte. Er sagte, es sei ein „Schlafapfel“, und wer ihn des Nachts unter sein Kopfkissen lege, der bekomme davon die herrlichsten Träume. Natürlich legte ich ihn gläubig jeden Abend unter mein Kissen; ob ich eine Wirkung davon verspürte, erinnere ich mich jedoch nicht mehr.

So sehr ich auch danach brannte, den Garten des „Prinzeßchens“ zu sehen, dauerte es doch einen ganzen Sommer, bevor mir eine erneute Unpäßlichkeit meiner Mutter, die mit einer Verschickung Christinens zusammenfiel, die Gelegenheit gab, mich für einen Nachmittag zu entfernen.

Es war ein göttlicher Herbsttag, als wir zwei kleinen Leute Hand in Hand die sogenannte „lange Steige“, einen steilen Waldpfad hinter der Stadt, hinaufklommen. Der Wald lag noch in voller Sommerschönheit, nur da und dort mit einem Anflug von Vergoldung. Wir liefen quer durch Laub- und Nadelholz und gelangten auf eine tief versteckte Waldblöße, die geheimnisvoll von einem wuchernden Rosengebüsch umhegt war. Mein Gefährte zeigte mir ein ganz in der Hecke verborgenes, fest verschlossenes Pförtchen mit verrosteten Angeln. Wir arbeiteten mit unseren Leibern eine Öffnung durch die dünnste Stelle der Hecke, die Werner schon des öfteren durchgelassen hatte, und drangen in den Zaubergarten ein. Er war völlig verödet und verwildert, aber dabei das Traumhafteste, was ich je gesehen habe. Nur Rosen wuchsen darin, Rosen

in allen Schattierungen und in einer für die Jahreszeit ganz überraschenden Fülle. Wem gehörte der Garten? Ich habe es nie erfahren. Vielleicht einem stillen Sonderling, der sich diese märchenhafte Einöde geschaffen hatte und dann weggestorben war, indem er sie gleichgültigen Erben überließ, die nichts damit anzufangen wußten. Denn niemals begegnete man dort einer lebenden Seele. Nach Werner gehörte der Garten dem „Prinzeßchen". Wir gingen darin auf und ab, bogen die Rosen an ihren hohen Zweigen zu uns herunter, berochen sie, freuten uns an den rotgoldenen Käfern, die in den Kelchen saßen. Das Prinzeßchen ließ sich zwar nicht blicken, aber das bemerkte ich eigentlich nicht. Und als mir Werner nachher erzählte, daß das Prinzeßchen dagewesen sei mit einem goldenen Krönchen auf dem Kopf und uns die unglaublichsten Sachen gezeigt habe, ließ ich mir's auch gefallen.

Es war alles so seltsam und weltverlassen. Zwischen den grünen Rasenflecken erkannte man noch die Spuren ehemaliger Kieswege, auf denen die Wurzeln der Rosenbäumchen junge Schößlinge trieben. Am hinteren Ende des Gartens lag eine Zisterne, die zu halber Höhe mit grünlich faulem Wasser angefüllt war. Ein Laubfrosch quakte darin. Leuchtende Schmetterlinge jagten sich über den Beeten, und große Amseln mit gelben Schnäbeln kamen zutraulich nahe herangehüpft. Ganze Ströme von Wohlgeruch wogten durch den Garten, und

der köſtlich friſche Duft der „Schlafäpfel“ miſchte ſich darein, die maſſenhaft an der Hecke wuchſen. Ich ſuchte ſie zu brechen, aber ſie zerkratzten mir mit ihren Dornen die Hände; dagegen ſchnitt Werner mit ſeinem Taſchenmeſſer ſo viele davon ab, als nur in unſeren Taſchen Platz finden wollten.

Plötzlich hielt er inne und ſagte:

„Horch! — Gleich wird es regnen.“

Ich ſtaunte, denn das Stück Himmel über uns war völlig blau, die Sonne ſchien, und die Vögel ſangen, aber Werner hatte es geſagt, und Werner mußte es wiſſen.

„Hat das Prinzeßchen dir das geſagt?“

„Nein, der Fink ſagt es.“

„Was ſagt er denn?“ fragte ich verwundert.

„Hörſt du nicht? Er ſagt: Schütt! Schütt! Schütt!“

Ich horchte, und nun vernahm ich es gleichfalls deutlich: „Schütt! Schütt! Schütt!“

„Wir müſſen gehen, damit du nicht naß wirſt,“ ſagte er und lief voran, der Öffnung zu, die wir in die Hecke geriſſen hatten. Aber noch ehe wir uns ganz durchdrängen konnten, rauſchte es in den Bäumen, wie vom Fittich eines Rieſenvogels, und ein gewaltiger Regen ging nieder. Die Sonne verbarg ſich, die Vögel waren alle verſchwunden, nur der Fink rief noch ein paarmal ſein Schütt! Schütt! immer lauter und durchdringender, als ob er jemand zu warnen hätte; dann verſtummte

auch er, und man hörte nichts mehr als das Praſſeln des Regens auf den dichten Baumkronen und das dumpfere Niederrauſchen auf dem gelichteten Grund.

Werner hatte mich bei der Hand gefaßt, wir duckten uns beide unter einen hohen Erlenbuſch am Rand des Waldes, voll Schrecken über die ſo jählings eingebrochene Dunkelheit; denn wenn Werner einmal von der Phantaſie gepackt war, ſo fürchtete er ſich faſt noch mehr als ich. Doch der Regen hörte ebenſo plötzlich auf, wie er gekommen war, die Sonne drang noch einmal hervor, und wir jagten in großen Sprüngen durch den Wald, die „lange Steige“ hinab nach Hauſe, wo wir mit trockenen Kleidern, aber ganz durchweichten Schuhen ankamen. Ich gab vor, unter einem Birnbaum auf der Obſtwieſe den ganzen Regen verſchlafen zu haben, denn durch den Umgang mit Werner war meine geprieſene Wahrheitsliebe neuerdings bedenklich ins Wanken geraten.

Seit jenem Tag hatte ich nichts anderes mehr im Kopf als das Prinzeßchen und ſeinen Garten. Dieſer wurde in der Erinnerung immer ſchöner und die Dinge, die dort geſchehen waren, immer märchenhafter, denn ſo oft wir davon ſprachen, dichtete Werner neue Züge hinzu, die alle willig von mir als erlebte anerkannt wurden. Ich geriet auf den Gedanken, meine große Staatspuppe als „Prinzeßchen“ zu kleiden. Sie erhielt ein weißes, durchſichtiges Kleid mit goldenen Sternen, das ich aus

einem alten Ballkleid meiner Mutter herausschnitt; Werner verfertigte ihr ein Krönchen aus Goldpapier, das schön zu ihren flächsernen Haaren stand, und damit nicht zufrieden, behängte ich sie noch mit allen Kostbarkeiten, die ich finden konnte, eigenen und fremden, und ich schonte auch den Schmuckkasten meiner Mutter nicht, die mich in ihrer unbegrenzten Güte nehmen ließ, was ich wollte, ohne nur zu fragen, wo ich es hinbrachte. Werner fühlte sich zwar zu sehr in der Würde seines Geschlechts, um selber mit der Puppe zu spielen, aber er machte mich als Sachverständiger darauf aufmerksam, wo es ihr noch fehlte, um ganz „Prinzeßchen" zu sein. Dann setzten wir sie also herrlich angetan im hintersten Winkel unserer Holzkammer, wo ich sicher war, daß Erich sie nicht entdecken würde, aufrecht auf einen mit Seidenfetzen behängten Schemel und besuchten sie täglich. Das gab eine herrliche Unterhaltung für die jetzt beginnenden nassen Herbsttage. Wir brachten ihr Geschenke wie einem wundertätigen Madonnenbild, und trugen zu diesem Zweck wie die Raben alles Glänzende, dessen wir habhaft werden konnten, zusammen. Was auf ihr selbst keinen Platz hatte, das wurde um sie her aufgehäuft. Auch führten wir Tänze vor ihr auf, von denen angenommen war, daß sie ihr besonders wohlgefällig seien. Dafür gab sie Antwort, wenn wir sie befragten; denn das „Prinzeßchen" wußte alle Dinge, die vergangenen und die künftigen. Wenn

ich sie anredete, sprach sie mit Werners Stimme, und ihm antwortete sie mit der meinigen. Aber sie war ganz unberechenbar. Denn mitten in der ausgelassensten Lustigkeit gab sie seltsame Schicksalssprüche von sich, aus denen die verdüsterte Seele des Knaben wie im Traume sprach. Armer Werner, sie hatten ihn schon zu viel gequält mit ihrer Pädagogik und ihren unglücklichen Besserungsversuchen und hatten ihm den unbefangenen Kindersinn getrübt. So einmal, als ich wissen wollte, wie das Schloß aussehen würde, das Werner mir zu bauen versprochen habe, wenn er groß wäre, antwortete die Puppe zu meinem Befremden:

„Er kann dir das Schloß nicht bauen, du dummes Kind, weil er gar nicht groß wird."

Und auf meine Frage, warum er denn nicht groß werde, kam es mit der bestimmtesten Überzeugung:

„Weil der Werner sterben muß."

Einen Augenblick war ich betreten, und er selber auch, denn er sagte solche Dinge ohne Absicht in völliger Geistesabwesenheit; aber gleich darauf tollten wir wieder wie zwei Besessene durch die Holzkammer.

Unter anderen Gaben hatte Werner der Puppe auch eine große goldene Münze, die oben durchlöchert war, mitgebracht. Ich zog einen Goldfaden hindurch und hing sie der Puppe um den Hals; wir nannten diesen Schmuck ihren „Vollmond".

Natürlich fiel mir nicht ein, zu fragen, woher die Münze gekommen sei. Werner hatte sie aus dem Kästchen seiner Schwester, das unglücklicherweise einmal offen geblieben war, herausgenommen. Da er selber alles hergab, hatte er keinen klaren Begriff vom Mein und Dein. Ohnehin war das Kästchen ganz voll von kleinen Sachen, die ihm geschenkt worden waren, und die er auf Befehl seiner Eltern oder aus eigener Freigebigkeit der Schwester überlassen hatte. Daß die Münze — das Geschenk einer Patin — ein Wertgegenstand war, überlegte er nicht und ich noch weniger. Aber die Anna entdeckte den Verlust und erhob ein großes Geschrei. Sie erinnerte sich auch, den Kasten offen gelassen zu haben, während Werner im Zimmer war. Dieser wurde ins Verhör genommen, aber er leugnete hartnäckig. Nun fiel der Verdacht auf das Dienstmädchen, deren Habseligkeiten ohne Erfolg durchsucht wurden. Auch bei den Kindern der Hausgenossen wurde nachgeforscht, und Werner ließ das alles in unbegreiflicher Verstocktheit geschehen. Wenn er bekannt hätte, so wäre er gezwungen worden, mir die Münze wieder abzufordern, und dazu konnte sein Stolz sich nicht bequemen.

Nun geschah es eines Tages, als wir uns mit der Puppe unterhielten, daß die Anna unerwartet hereinkam. Sie hatte uns gesucht und, angelockt durch den Klang unserer Stimmen, unser Versteck

ausfindig gemacht. Das blasse Mädchen warf einen langen Blick auf die Puppe, wurde noch bläſſer und ging ſchnell hinaus.

Gegen Abend rief man mich zu meiner Mutter. Ich fand dort die Rektorin, die verweinte Augen hatte. Meine Mutter ſagte ganz ruhig:

„Kind, du haſt unter deinen Sachen ein Spielzeug, das nicht dein iſt, und das du wieder hergeben mußt. Es iſt die goldene Münze der Anna. Werner hat ſie dir gegeben, aber er hatte kein Recht dazu, weil ſie ihm nicht gehörte.“

Mir wurde bänglich zumute, obgleich ich die Lage keineswegs überſah, und ich ſagte weinerlich:

„Ich habe keine Münze.“

„Freilich haſt du ſie,“ ſagte meine Mutter beſtimmter, „die Anna hat ſie am Hals deiner Puppe geſehen, und du wirſt jetzt ſogleich gehen und ſie herbringen.“

Da ſie mir aber nicht ganz trauen mochte, fügte ſie hinzu:

„Nein, warte, wir gehen ſelber mit.“ Und ich mußte wohl oder übel die beiden Frauen in unſere geliebte Holzkammer führen, wo der aufgeputzte Fetiſch thronte.

Die Rektorin bezeichnete alsbald die Münze als die vermißte. Ich aber ſtürzte mich darauf zu, drückte die Puppe und das Schmuckſtück an meine Bruſt und beteuerte hartnäckig, es ſei keine Münze, es ſei der „Vollmond“.

Meine Mutter war wie immer die Güte und Ruhe ſelbſt. Sie redete mir zu, den „Vollmond“ gutwillig herzugeben, ich ſolle dafür eine andere Goldmünze zur Entſchädigung erhalten, und das Korpus delikti wanderte in die Taſche der Rektorin, während ich in großer Angſt, an den Rock meiner Mutter geklammert, immer wiederholte: „Es iſt gewiß keine Münze, es iſt der Vollmond.“

Ich kann noch hören, wie die Rektorin ſich von meiner Mutter verabſchiedete: „Ach, liebe Frau Juſtizrätin, Sie dürfen mir glauben, der Junge iſt ein Nagel in meinen Sarg —“ und den gelaſſenen Ton, mit dem meine Mutter antwortete:

„Nehmen Sie es doch nicht ſo ſchwer, Frau Rektorin, das ſind ja nur Kindereien.“

Ich ſchlief ſchon lange, allen Bekümmerniſſen enthoben, als ſich im Nachbarhauſe etwas Entſetzliches ereignete.

Der Rektor war über Land geweſen und kam erſt ganz ſpät nach Hauſe. Aber die Anna, die es nicht erwarten konnte, ihm das Vergehen ihres Bruders mitzuteilen, war aufgeblieben, und bevor er den Fuß über die Schwelle geſetzt hatte, war er von der Sache unterrichtet. Er hatte mit anderen Schulmeiſtern zuſammengeſeſſen und ſich vermutlich in ſeinen pädagogiſchen Grundſätzen beſtärkt, denn er holte augenblicklich ſeinen Stecken und ließ ſich von der zitternden Anna in Werners Zimmer

leuchten. Dieſer war ſchon feſt eingeſchlafen, aber ohne Achtung vor der Heiligkeit des Schlafes riß eine rauhe Hand ihm die Decke weg, und mitten in ſeine Träume hinein fielen die brennenden Gertenhiebe des unſinnigen Vaters. Die Szene war ſo ſchaurig, daß ſelbſt die rachſüchtige Anna vor Schrecken das Licht fallen ließ. Das Gebrüll des vor Überraſchung, Schmerz und Schlaftrunkenheit ganz raſend gewordenen Knaben lockte die Vorübergehenden an das niedrige Fenſter im Erdgeſchoß. Wohlwollende Bürger riefen dem in ſein Profoßenhandwerk verbiſſenen Rektor zu, doch ſein eigen Fleiſch und Blut zu ſchonen; aber dieſer verbat ſich jede Einmiſchung, indem er ſagte, daß er ſelber wiſſe, was er zu tun habe, und daß er Gott für die Seelen ſeiner Kinder verantwortlich ſei.

Werner ſollte ein Sündenbekenntnis ablegen und die beſtohlene Anna um Verzeihung bitten, aber man brachte nicht ein Wort aus ihm heraus. Als der Alte des Zuhauens müde war, riß man den unglücklichen Knaben aus dem Bett, ſteckte ihn in die Kleider und ſperrte ihn für den Reſt der Nacht im Keller ein. Dort ſchrie er aber ſo, daß der Nachtwächter — denn damals gab es noch das löbliche Amt der Nachtwächter — ſich einmiſchte und den Eltern, wiewohl vergeblich, zuſprach, den Knaben wieder herauszuholen. Werner brüllte immer weiter, nur um in der Finſternis und Einſamkeit ſeine eigene Stimme zu hören, bis er einſchlief.

Am andern Morgen ſprach man in der ganzen Straße von dem Vorfall. Man zeigte ſich heimlich das Kellerloch, hinter dem das Kind die Nacht in Todesängſten verbracht hatte, aber niemand wagte den Eltern Vorſtellungen zu machen, weil der Rektor eine zu angeſehene Perſönlichkeit war.

Für Werner war die Tortur noch nicht zu Ende. Abwechſelnd begaben ſich Vater und Mutter zu ihm in ſein Verließ, um ihn bald gütlich, bald durch Zwang zu dem verlangten Schritte zu bringen, aber es war alles umſonſt. Auch die Drohung, ihn noch einmal eine Nacht im Keller zu laſſen — das ſchrecklichſte, was es für ſeine aufgeregte Phantaſie geben konnte — vermochte nichts über ihn. Man mußte ihn endlich aus dem Gefängnis entlaſſen, ſchon der Nachbarſchaft halber, und ſein Wille war Sieger geblieben, aber um welchen Preis! Jeder Nerv an ihm zuckte, als er mir die Geſchichte ſeiner Marter erzählte.

„Der Henker! Der Mörder!“ ſchrie er und ballte die Fäuſte gegen das Fenſter hinauf, hinter dem er ſeinen Vater wußte. Dann verlor er ſich in Zukunftsgedanken. Jetzt wollte er nicht mehr fort aus dem Lande. Er wollte reich werden und ein großes Schloß bauen, gerade ſeinem väterlichen Hauſe gegenüber, daß die Seinigen ihm ins Fenſter ſähen, aber ſie ſollten ſeine Schwelle nie betreten dürfen. In einem vergoldeten Wagen wollte er fahren und ausſpucken, wenn Eltern oder Schweſter zu Fuß vorübergingen.

Meine Mutter kam zu uns in den Hof herunter und ſtrich ihm liebevoll über das Haar. Sie redete ihm zu, ſich dem Willen ſeines Vaters zu unterwerfen und die Anna um Verzeihung zu bitten, damit wieder alles ins Geleiſe komme; aber bei Werner war nichts mehr auszurichten, ſobald er einmal Gewalt geſpürt hatte. Seine Familie ließ ihn jetzt einfach laufen. Der Vater ſprach kein Wort mehr mit ihm, und nur gelegentlich, wenn er ihn anſah, murmelte er: „Halunke! Verlorener Menſch!“ und dergleichen. Die Anna drückte ſich ſcheu an ihm vorüber, und ſeine Mutter wußte aus Furcht vor dem Alten nicht, wie ſie ſich zu dem Sohne ſtellen ſollte.

An jenem häßlichen Tag war unſer Paradies in Stücke gegangen. Werner war auf einmal ein anderer. Auch ſein Geſicht hatte ſich verändert, es ſchien länger und hagerer, die Mundwinkel waren vom furchtbaren Weinen nach unten gezogen, und das blaue Äderchen auf der Stirn trat ſtärker hervor. Zwar kamen wieder Stunden, wo wir ſpielten und lachten, aber ſein Blick behielt etwas Starres und Trauriges.

Ich weiß nicht, wie lange Zeit nach jenem Vorfall verfloſſen war, als Werner von unſeren Spielſtunden wegblieb. Es fiel mir am erſten Tag nicht auf und auch am zweiten kaum, denn wir hatten einen Kinderbeſuch im Hauſe, durch den ich vollauf beſchäftigt war. Dann erzählte mein Bruder,

Werner sei schon seit zwei Tagen nicht in die Schule gekommen, weil er krank sei, und es fehlten noch mehrere seiner Kameraden aus demselben Grunde. Am nächsten Tag blieb auch er von der Schule weg, aber ohne krank zu sein: es herrschte ein schweres Scharlachfieber in der Stadt, und die Schule war wegen der Ansteckungsgefahr geschlossen.

Unser Besuch war wieder gegangen, und die Tage wurden mir sehr lang ohne meinen Freund. Ich hatte mit angehört, wie meine Mutter Christinen einschärfte, jeden Morgen hinüberzugehen und zu sagen:

„Einen Gruß von der Frau Justizrätin, und die Frau Justizrätin läßt fragen, wie es Werner geht."

Ich lief ihr jedesmal entgegen, um die Nachricht zuerst zu empfangen, daß es dem Werner besser gehe, aber es drückte mich, ihn selbst nicht sehen zu dürfen. Als ein Tag um den andern hinging, ohne daß der Werner aufstand und zum Spielen kam, ließ es mir keine Ruhe mehr. Ich war ein schüchternes Kind, und gewöhnlich hatten die Eltern Mühe, mich zu überreden, wenn ich in ein fremdes Haus gehen sollte. Gar bei Rektors hatte ich seit jenem Vorfall mit der Münze die Schwelle nicht mehr betreten. Aber die Sehnsucht nach meinem Spielkameraden wurde zu heftig. Ich pflückte eine Handvoll Astern in unserem Garten, nahm den Strauß und mein Herz in beide

Hände und lief, als ich mich einen Augenblick unbewacht sah, ohne mir zum Zögern Zeit zu gönnen, in das Nachbarhaus.

Die Haustür war offen, ich strich durch ein paar leere Zimmer und stieß endlich auf die Rektorin, die mich verwundert ansah und schnell auf den Gang hinausführte.

Ich übergab ihr die Blumen und brachte atemlos das Sprüchlein vor, das ich mir gemerkt hatte:

„Einen Gruß von der Frau Justizrätin, und die Frau Justizrätin läßt fragen, wie es Werner geht."

Die Frau war so bekümmert, daß ihr nichts dabei auffiel.

„Ach Gott," sagte sie, „dem Werner geht es heute gar nicht gut. Der Doktor ist schon zweimal dagewesen und will in einer Stunde wieder kommen" — dann fügte sie hinzu, die Blumen würden dem Kranken gewiß Freude machen, aber ich sollte lieber nicht ins Haus kommen, denn die Krankheit sei ansteckend.

Ganz nachdenklich wollte ich mich davonschleichen, da rief sie mich noch einmal zurück.

„Bist denn du das Prinzeßchen, von dem er immer spricht?"

„Nein, ich bin es nicht," antwortete ich.

„Ja, weißt du etwas davon? Wer ist sie denn?"

„Das Prinzeßchen ist eben das Prinzeßchen," erwiderte ich mit den Worten, die Werner so oft mir gegenüber gebraucht hatte.

„Ach, geh, ihr ſeid wunderliche Kinder," ſagte die Frau und ging wieder zu ihrem Kranken.

Am Abend ſtellte mir die Mutter die gleiche Frage. Man wußte durch Erich, dem es ein Kamerad erzählt hatte, daß Werner in ſeinen Phantaſien immer zu einem Prinzeßchen zu reden glaubte, und daß er ſich dann mit veränderter Stimme ſelber Antwort gab.

„Wer iſt denn dieſes Prinzeßchen?" fragte mich die Mutter, worauf Erich altklug einwarf:

„Das Prinzeßchen, das iſt eben das Fieber."

Ich wußte weiter nichts, als daß das Prinzeßchen ganz allein in einem Roſengarten wohnte, daß es ein Krönlein auf dem Kopfe trug und daß es von ſich ſelber ſagte, es ſei das Prinzeßchen vom Kinderland.

„Das Töchen!" ſchrie unſere Chriſtine entſetzt. — „Gott ſteh uns bei — es geht wieder um, es ſucht ſich Spielkameraden."

„Unſinn!" ſagte meine Mutter entrüſtet und hieß ſie ſchweigen.

Aber Chriſtine ließ ſich nicht „den Mund verbieten", wie ſie es nannte; ſie war einheimiſch in der Gegend und kannte ſich aus. Es war „das Töchen", dabei blieb ſie. Es hatte ſich auch gezeigt damals vor zwölf Jahren, bevor die Maſern ausbrachen, wie die Rike bei Rektors drüben ſich noch wohl erinnern mußte. Damals hatten viele Kinder es geſehen, wie es am Ilgenbrunnen

Waſſer trank, und alle, die es geſehen hatten, mußten ſterben. Denn jedesmal, wenn das „Töd-chen“ kam, ſuchte es ſich die ſchönſten Kinder aus und nahm ſie mit ſich fort als ſeine Spielkameraden.

Mein Gang war unentdeckt geblieben, und ich fand ſogar den Mut, ihn zu wiederholen, aber meinen Freund bekam ich nicht zu Geſicht. Diesmal fand ich die Anna, die in einem Winkel kauerte und mich mit ganz irren Augen anſah. Ich war überraſcht, daß ſie den Kopf an die Wand ſtieß und auf den Knien rutſchte und ächzte und ſchrie:

„O Gott, nimm mich zu dir und laß den Werner am Leben! O Gott! O Gott!“

Und ſo immerfort, trotz meiner Gegenwart.

„Schrei doch nicht ſo, er kann dich ja hören,“ ſagte ich entrüſtet über dieſes Gebaren.

„Oh, wenn du wüßteſt!“ ſagte ſie und konnte vor Angſt die Worte faſt nicht herausbringen. „Ich bin ja ſchuld — ich hab' ſo oft den lieben Gott gebeten, daß er den Werner ſterben laſſen ſoll, damit die Eltern wieder mich allein liebhaben wie früher, ehe er auf der Welt war. — Und verklagt hab' ich ihn beim Vater — ach, und jetzt macht der liebe Gott es wahr —“

Und dazwiſchen durch vernahm man aus dem Nebenzimmer die Stimme des Kranken, der in lauten, ganz fremdartig klingenden Tönen mit ſich ſelber ſprach. Dort wäre ich ſo gerne hineingegangen, aber ich fürchtete mich.

Da ging plötzlich die Tür auf, und heraus kam die Rektorin mit ungekämmtem Haar und begann gleich gegen eine Bekannte, die von der anderen Seite eingetreten war, zu jammern:

„Ach, mein Werner stirbt. Mein Werner stirbt. — Ach, und ich hab' ja keinen Platz bei der engen Wohnung, ich weiß ja nicht einmal, wo ich ihn hinlegen soll, wenn er tot ist."

Dabei hatte sie mechanisch einen Wischlumpen erfaßt, mit dem sie in den Ecken herumfuhr.

Und dennoch liebte sie ihren Sohn, davon konnte ich mich später überzeugen; aber so waren damals die Hausfrauen in unserem Lande — und sind es vielleicht zum Teil noch heute.

Der starke, junge Körper wehrte sich noch mehrere Tage. Sein Vater suchte sich mit ihm zu versöhnen und trat, so oft er nach Hause kehrte, gramgebeugt an sein Bett. Aber Werner sah ihn gar nicht, er war immer in seinem Zwiegespräch. Nur kurz vor seinem Ende erkannte er ihn. Da schoß ein Blitz des Hasses aus seinen Augen. — „O du — du," lallte der Knabe und erhob noch eine Faust gegen seinen Peiniger. — Dann wurden seine Augen wieder starr, und er redete mit zwei verschiedenen Stimmen weiter bis zuletzt. Nach einer Stunde verschied er. — Es war gerade der Vorabend seines zehnten Geburtstages.

Die Rike war es, die uns sein Ende oftmals und ausführlich erzählte. Sie behauptete auch, er

habe wiederholt in seinen Delirien den Tag und die Stunde seines Todes voraus genannt, aber das lasse ich dahingestellt.

Wie genau erinnere ich mich noch an alles, was mit Werners Sterben zusammenhing. Man wollte mir zuerst seinen Tod verheimlichen, aber ich wußte augenblicklich alles.

Schmerz empfand ich keinen, ich sah sogar mit Neugier zu, wie man den schwarzen Sarg heruntertrug, und wie immer mehr Kränze daraufgelegt wurden, bis das Tuch mit dem weißen Kreuze völlig verschwunden war. Ich sah auch die Schuljungen vorüberziehen, die am Grabe singen sollten, eine endlose Reihe, und darunter meinen Bruder, den ich in seinem schwarzen Anzug fast nicht erkannte. Unter der Haustür stand die Rike in schwarzer Schürze mit unserer Christine zusammen, und beide tauschten bedeutungsvolle Reden und Winke.

„Es ist wieder dagewesen," sagten sie, „auch drüben bei Amtsrichters liegt eine Leiche."

So weit war alles noch ganz neu und anziehend. Aber der Rest des Tages wurde mir entsetzlich lang. Man konnte nicht einmal mehr hinüberhuschen und fragen, wie es Werner gehe. Das Begräbnis hatte in den Morgenstunden stattgefunden. Am Nachmittag hielt ich es nicht mehr aus und lief ganz allein auf den Friedhof. Dort, wußte ich, hatten sie ihn hingetragen.

Das war eine Expedition, und ohne die Hilfe meines Freundes! Ich ſtolperte zwiſchen Gräbern herum und ſuchte das ſeinige. Ich weiß nicht, wie es zuging, daß ich die Stelle dennoch fand, denn ich wagte nicht, zum Totengräber zu gehen und zu fragen. Es war ein friſcher, mit Blumen zugeſchütteter Erdhügel, ganz nahe der Mauer. Ich ſah ihn lange an und — dachte gar nichts. Endlich fiel mir ein, daß ich ihm doch auch etwas geben müſſe. Ich zog den letzten unſerer „Schlafäpfel“ aus der Taſche und ſteckte ihn am Kopfende in die Erde. Denn ich hatte vom „ſüßen Schlummer im Grabesſchoße“ reden gehört, und ſo, dachte ich, werde der Werner wenigſtens ſchöne Träume haben.

Aber dann die Entbehrung, ihm das alles nicht erzählen zu können! Noch viele, viele Abende ſtieg ich in unſeren Garten hinunter und wartete an der Mauer, ob er nicht wiederkomme.

„Unſinn, er iſt ja tot,“ ſagte ich zu mir ſelber, „er kann ja nicht wiederkommen —“ aber ich konnte die Worte nur denken, einen Sinn hatten ſie nicht für mich. Ich konnte mir niemals vorſtellen, daß er für ewig geſtorben ſei. Nur mitunter wurde ich ungeduldig und rief das „Töbchen“, daß es mich gleichfalls holen ſollte, denn ich war eiferſüchtig, wenn ich es immer allein mit Werner denken mußte.

... Es iſt jetzt ein Menſchenalter her, aber ich kann ſagen, daß ich dieſe Liebe nie vergeſſen

habe, obgleich ich nach Kinderart leicht genug über den Verluſt hinwegkam. Ja, und obwohl ich ſpäter noch viele Freundſchaften und zuletzt ſogar eine glückliche Ehe geſchloſſen habe, iſt es mir doch, wenn ich an jene goldenen Tage zurückdenke, als ob mir nie wieder ein Menſch ſo viel geweſen ſei. Und manchmal muß ich denken, daß, wenn Werner Horſt zum Mann erwachſen wäre, mein Leben und das Leben vieler ſich reicher entfaltet hätte. Ob glücklicher, wer weiß es?

Der alte Rektor folgte ſeinem Sohne nach wenig Jahren ins Grab. Die Anna dagegen blühte auf und wurde ein ſchönes Mädchen. Meine Mutter ſagte oft, es ſei, als ob ſie jetzt erſt Licht und Luft zum Gedeihen hätte. Sie hat ſich auch ſpäter ſehr gut verheiratet und iſt jetzt eine der angeſehenſten Frauen der Stadt — berühmt durch ihre Wirtſchaftlichkeit und andere häusliche Tugenden.

Vor einigen Wochen hielt ich mich — zum erſtenmal ſeit zwanzig Jahren — wieder ein paar Tage in dem Städtchen auf, das meine Kinderſpiele geſehen hatte. Von den beiden Nachbarhäuſern ſteht kein Stein mehr, denn die ganze Straße iſt umgebaut. Dagegen beſuchte ich die Feſtwieſe, den Schloßgraben, die „lange Steige“ und den Wald, der größtenteils ausgerodet iſt. Das Roſengärtchen iſt natürlich verſchwunden; an der Stelle, wo es gelegen haben muß, erhebt ſich jetzt eine Spinnerei, die mit dem Dampf ihrer Schlöte weithin

die Atmoſphäre verdickt. Die zauberiſche Stille, die ſonſt über der ganzen Stadt lagerte, habe ich nur auf dem ſogenannten Alten Friedhof wiedergefunden. Er heißt jetzt der „Alte“, weil er längſt außer Gebrauch geſetzt iſt, und darum ſind auch die Gräber aus jener Zeit noch alle erhalten. Mit ſeinem üppigen Baumwuchs und ſeinen Grabſteinen dient er jetzt nur noch zum Spaziergang für beſchauliche Seelen und als Luſtort für unzählige Amſeln. Nie habe ich wieder ſo viele Amſeln beiſammen geſehen. Sie pfiffen von den Bäumen und kamen mit ungeſchickten Sprüngen bis dicht vor meine Füße gehüpft.

Ich ſuchte lange, bis ich an der Mauer die kleine Trauerweide erkannte, die jetzt ein mächtiger Baum geworden iſt, und darunter ein kleines, eingeſunkenes, von roſtigem Eiſengitter eingefaßtes Kindergrab. Auf dem flachen, verwaſchenen Steine war noch mit Mühe der Name „Werner Horſt“ zu entziffern. Und ich ſtaunte, wiſſen Sie worüber? — Daß das Grab ſo klein war. In meiner Vorſtellung war Werner Horſt ein Mann geweſen.

Allmählich, als ich in Erinnerung verſank, ſchwanden mir die Größenverhältniſſe, ich wurde ſelber wieder klein und ſah das Grab, wie es meinen ſiebenjährigen Augen erſchienen war. Und nie habe ich zuvor ſo deutlich gefühlt, daß das Alter eigentlich gar keinen Unterſchied macht. Ob wir ſieben oder ſiebzehn oder gar ſiebenunddreißig ſind,

wir bleiben immer dieselben Menschen, mit denselben Wünschen, Anlagen und Bedürfnissen.

Die Sonne schien so freundlich im Untergehen und warf ihr Goldlicht auf die eingesunkenen Gräber; die vergessenen Blumen dufteten, und plötzlich bewegten sich meine Lippen und sagten, ohne daß ich es wußte und wollte:

„Hier liegt ein Dichter."

Ich erschrak über meine eigene Stimme und sah mich um, ob niemand zugehört habe. Der Friedhof lag völlig einsam, nur die Amseln sangen und hackten mit ihren gelben Schnäbeln im Gras.

Und ich sagte mir, daß ich vielleicht unbewußt die Wahrheit ausgesprochen hatte.

*

Meine Freundin schwieg eine lange Weile. Dann sprach sie mit einem ganz eigenen Ausdruck wehmütig und heiterer Grazie die wundersamen Verse von Mörike vor sich hin:

„Ihr kommet, Winde, fern herüber,
Ach, von des Knaben,
Der mir so lieb war,
Frischgrünendem Hügel.

Und hier — die volle Rose streut geschüttelt
All ihre Blätter vor meine Füße."

Das Vermächtnis der Tante Susanne

Das kleine Städtchen, wo ich meine Kindheit verbrachte, wimmelte von wunderlichen Originalen.

Eines der auffallendſten war das alte Fräulein Suſanne Gutbrot, penſionierte Lehrerin an der Mädchenſchule, eine Geſtalt von ſo beängſtigender Häßlichkeit, daß ſie noch jahrelang, nachdem ihre Leiblichkeit ſchon vom Erdboden verſchwunden war, als böſer Geiſt durch meine Träume ſchlich.

Sie hatte ein Geſicht, das faſt nur Naſe war, dünnes, weißes Haar, ein graues, ſtachliges Schnurrbärtchen, und pflegte im Gehen mit einer tiefen, rauhen Stimme vor ſich hin zu brummen. Sommer und Winter trug ſie ein ſchmieriges ſchwarzſeidenes Franſentüchlein um den Kopf und einen verſchoſſenen türkiſchen Schal um die Schultern, beides ſorgfältig nach hinten ins Dreieck gelegt, ſo daß ſie, vom Rücken geſehen, einer wandelnden geometriſchen Zeichnung glich.

Im Herbſt und Frühjahr ſah man ſie häufig an Hecken und Zäunen hinſtreichen und eifrig das ausgejätete liegengebliebene Unkraut in ein Körbchen ſammeln. Mit dieſem Unkraut bepflanzte ſie einen kleinen Fleck Erde vor der Stadt, den ſie ihren Garten nannte. Es war nur ein Stück umge-

schortes Wiesenland von wenigen Schritten im Geviert, an einem Feldweg gelegen und von einer Berberitzenhecke umzäunt, die eine rohe Lattentür abschloß. Ein Kornelkirschbaum stand darin, dessen säuerliche Früchte — in dortiger Gegend Dürrlitzen genannt — ihr immer von der Schuljugend weggenascht wurden, bevor sie ganz ausreiften. In diesem mit der Schere ganz unbekannten Gehege, das aus unregelmäßigen Beeten und schmalen, grasdurchwachsenen Kieswegen bestand, sproßte ein Wirrsal von Nesseln, Knöterichen, Wegwarten, der rote Fuchsschwanz wucherte massenhaft, fast mannshoch stand der giftige Eisenhut, wilde Malwen und kleine, unschuldig lächelnde Stiefmütterchen krochen über alle Wege, denn niemand hinderte diese bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, sich ganz nach ihrem Belieben auszubreiten.

Wenn jemand die Alte beim Sammeln dieser Auswürflinge anredete, so stieß sie heiser heraus: „Die Menschen sind ungerecht — ja ungerecht“ — als ob sie eine ganz neue Wahrheit ausspräche.

Hielt man ihr dann vor, daß das alles nur Unkraut sei, so wurde sie zornig und antwortete: „In der Botanik gibt es kein Unkraut, es sind Pflanzen wie andere“ — und ging weg, indem sie unverständliche, aber keinesfalls schmeichelhafte Reden vor sich hinmurmelte.

Man sah sie stets allein, denn sie haßte alles, was Menschenantlitz trug, und ihren Verwandten,

deren noch verſchiedene im Städtchen lebten, wich ſie auf Straßenweite aus. Nur der Tod vermochte ſie auszuſöhnen mit aller Kreatur, denn ſo oft jemand ſtarb, ſei es Mann, Weib oder Kind, folgte Suſanne Gutbrot in einem dreieckigen ſchwarzen Kaſchmir dem Geleite und ſtand mitten unter den Leidtragenden am offenen Grabe. War's Neugier, Schadenfreude oder wollte ſie dadurch ausdrücken, daß zwiſchen ihr und ihren Mitmenſchen nichts gemeinſam ſei als die Vergänglichkeit? Ich weiß es nicht; ihr Erſcheinen bei dieſen Anläſſen war jedenfalls eine ſo bekannte Gewohnheit, daß ſie keiner Seele zu denken gab.

Ein gegenſeitiges tiefes Mißtrauen herrſchte zwiſchen der Jugend und dieſer verbitterten Geſtalt. Sie lauerte hinter ihrem Zaun und ſchlug nach uns mit Stecken, ſobald eine Hand ſich nach ihren Berberitzen ausſtreckte; wir dagegen warfen ihr im Vorbeigehen Steine in ihre Unkrautrabatten und riſſen aus ihrem Zaun die Latten weg.

Weshalb wir dieſen Krieg mit ihr führten, hätten wir ſelbſt nicht zu ſagen vermocht. Der Hang, das wunderliche Fräulein Gutbrot zu quälen, war uns ſchon von der vorhergegangenen Generation vererbt. Wir wußten nichts von ihr, als daß ſie eben immer dageweſen war in ihrem ſchwarzen Franſentüchlein und dem verſchoſſenen türkiſchen Schal, daß ſie von jeher mit den Kindern auf ſchlechtem Fuß geſtanden und daß wir nur ein

verjährtes Recht brauchten, indem wir ihr öffentlich Grimaſſen ſchnitten und ihr heimlich ihre Beete ausrauften oder ihre Dürrlitzen aufaßen, bevor ſie reif waren.

Erſt als ich herangewachſen war und man dieſer ſeltſamen Geſtalt ſchon lange nicht mehr in den Straßen begegnete, erkundigte ich mich einmal näher nach dem abſonderlichen alten Weſen.

Da erfuhr ich, woran ich nie gedacht hatte, daß die alte Suſanne einmal jung geweſen war und nicht nur jung, ſondern auch hübſch, ja geradezu das hübſcheſte Mädchen der Stadt. Aber ein lächerliches Mißgeſchick, das von den Übelwollenden ausgebeutet und immer aufs neue in das Gedächtnis der Menſchen zurückgerufen wurde, hatte ihr ganzes Leben vergiftet.

Sie war als Waiſe bei ihrem Halbbruder, dem Kaufmann Chriſtian Gutbrot, aufgewachſen, der ſie ihrer flinken Manieren und ihres guten Kopfes wegen gern im Laden verwendete. Dabei hatte ſie Zeit, zwiſchen der Bedienung der Kunden Romane aus der Leihbibliothek zu leſen, die ſie unter dem Ladentiſch verſteckt hielt. Die paar tauſend Gulden Kapital — man rechnete damals noch nach Gulden —, die ihr von Mutterſeite gehörten, ſteckten im Geſchäft und hätten ihr im Fall ihrer Verheiratung herausgezahlt werden müſſen, was Herr Chriſtian Gutbrot und ſeine Gattin Auguſte, eine böſe Sieben, durchaus nicht für ſehr eilig hielten.

Suſanne aber dachte über dieſen Punkt anders. Ein junger Proviſor an der Volksſchule, den ſie von der Tanzſtunde her kannte, hatte ihr Herz gewonnen, und beide ſuchten eifrig Gelegenheit, einander zu ſprechen.

Dem Kaufmann fiel der ſtarke Bedarf des jungen Proviſors an Mandelſeifen und Malzbonbons auf, und er fand es rätlich, ſeine Schweſter vom Ladentiſch zu entfernen.

Aber erfinderiſch, wie Liebende ſind, wußte das Pärchen ſich zu helfen. Zwiſchen des Proviſors hohem Dachſtübchen und der Speicherluke des Gutbrotſchen Hauſes begann ein Verkehr, der bei den Nachbarn nicht unbemerkt blieb. Schräg über ein Gewinkel von Innenhöfen und niedrigen Dächern wanderten an einem Bindfaden, der unter unſäglichen Schwierigkeiten an beiden Endſtationen befeſtigt worden war, Briefe, Blumen und andere Liebeszeichen hin und her. Als aber die jungen Leute ihre Unvorſichtigkeit noch weiter trieben und eine nächtliche Zuſammenkunft über den Dächern ins Werk ſetzen wollten, ereignete ſich die verhängnisvolle Kataſtrophe.

Der Proviſor ſollte, wie es ſcheint, auf Katzenwegen von dem anſtoßenden Dachvorſprung eines Nachbarhauſes aus die Bodenluke erklimmen; aber es war dabei ein, wenn nicht hoher, ſo doch ſteiler Giebel zu überſteigen, wo er den Mut verlor. Er blieb, vom Schwindel gepackt, ſtecken und ſtieß

ein jämmerliches Hilfegeſchrei aus, das die ſchlafenden Nachbarn aus den Betten trieb. Der unglückliche Romeo mußte unter allgemeinem Hallo mit einer Feuerwehrleiter herabgeholt werden. Er ſchützte freilich vor, daß er an Mondſucht leide und im Schlafwandel ſich auf den Dachfirſt verſtiegen habe, aber man glaubte ihm nicht; denn viele wollten im Mondſchein das tapfere Suſannchen an der Dachluke erkannt haben, wie ſie ſich anſchickte, ihrem furchtſamen Liebhaber zu Hilfe zu kommen.

Die Nachricht von dieſem Vorfall flog wie Feuer durch die kleine Stadt, der jeder Skandal eine hochwillkommene Abwechſlung war. Am Morgen ſtrömte groß und klein hinter dem Gutbrotſchen Laden zuſammen, um den Schauplatz des Ereigniſſes zu beſichtigen. Man zeigte ſich unter Gejohle das Dach, an dem der Proviſor ſich ſchreiend mit Händen und Füßen angeklammert hatte, und Suſannes Bodenluke, von der noch ein zum Heraufziehen des Ritters angeknüpftes Seil herabhing.

Der Lärm war ungeheuer. Die Familie Gutbrot gebärdete ſich wie bei einem Trauerfall. Die Krämerin lief ſelber von Haus zu Haus, um den Klatſch recht breitzutreten und mit heuchleriſchem Geſicht heuchleriſches Beileid entgegenzunehmen. Am nächſten Sonntag ſpielte ſogar der Pfarrer von der Kanzel herab auf das große Ärgernis an, daß Suſanne vor der ganzen Gemeinde daſaß wie eine Geächtete.

Der Proviſor und Suſannchen getrauten ſich nicht mehr über die Straße, denn wo eins von beiden ſich blicken ließ, ſang ihnen die Gaſſenjugend ein plötzlich entſtandenes Spottlied nach, das ſich bis auf unſere Tage erhielt, nur daß wir ſeine urſprüngliche Bedeutung nicht mehr verſtanden. Es hob an:

„Der Proviſor auf dem Dach
Ach, ach, ach!“

und es war ein beſonderer Trumpf, dieſes „Ach“, das bald die Sehnſucht der Liebhaberin, bald die Todesfurcht des Ritters, bald das Gelächter der Zuſchauer darſtellen mußte, mit immer wechſelndem Ausdruck zu modulieren.

Da der Lärm ſich nicht beruhigen wollte, beſchloß ein Familienrat, die Zerknirſchte auf ein ganzes Jahr von der Vaterſtadt zu entfernen, und Suſannchen wurde in einer Genfer Paſtorenfamilie untergebracht, wo ſie in ſich gehen, zugleich aber auch das Franzöſiſche gründlich erlernen ſollte.

Dieſer verfehlte Schritt, zu dem die Verwandten ſie drängten, entſchied über ihr ganzes künftiges Schickſal. Es ſaß damals in dem kleinen Städtchen eine heilige Feme von älteren Frauen, den Müttern heiratsfähiger, aber häßlicher Töchter beiſammen, deren Ziel es war, den Ruf und die Zukunft hübſcher junger Mädchen zu untergraben. In geheimen Sitzungen, bei Strickzeug und Kaffeetaſſe, wurden die Opfer ausgewählt, und von dort

aus verbreitete sich die Verleumdung durch unsichtbare Kanäle über die ganze Stadt. Diese Feme saß jetzt zu Gericht über die abwesende Susanne, die durch keine Familienrücksicht gedeckt war und der man ohnehin nicht traute, weil sie für klüger galt als andere; man stellte fest, daß ihr Leben sittenlos und ihr Charakter verwerflich sei. Aus dem einen verunglückten Stelldichein machte man eine gewohnheitsmäßige Liebelei auf dem Dachboden, und der darauf folgenden Abreise gab man durch Achselzucken und halbe Worte die bedenklichste Deutung.

Als Susanne nach einem Jahre zurückkam, etwas abgemagert durch die dürftige Kost und eingeschüchtert von der strengen Behandlung in dem Pastorenhause, tauschte man in der Stadt heimliche Blicke und Winke. Gesprochen wurde nichts, und das Gerücht, das umging, hatte weder Form noch Namen, aber die anderen Mädchen zogen sich von Susanne zurück, und in die guten Familien wurde sie nicht mehr eingeladen. Jeden jungen Mann, der sich ihr zu nähern suchte, schreckte die Feme durch geheimnisvolle Andeutungen zurück, und wer nicht verstehen wollte, wurde geradezu gewarnt oder erhielt anonyme Briefe. Der Provisor war schon lange aus der Stadt verschwunden, und dieser verdächtige Umstand kam der Verleumdung zu Hilfe. Wenn einer nur auf der Straße den Kopf nach ihr drehte, so erzählte man ihm die schreckliche

Geſchichte von dem Stelldichein auf dem Dachboden und brach dann bedeutungsvoll ab, als ob noch viel zu ſagen wäre, was man aus Nächſtenliebe beſſer verſchweige.

Suſanne konnte ſich nicht wehren, denn ſie wußte gar nicht, welche Gerüchte über ſie im Umlauf waren. Um ſich in der Achtung der Leute wiederherzuſtellen, behielt ſie die puritaniſche Haltung bei, die man ihr in dem Paſtorenhaus angewöhnt hatte, und ſchreckte dadurch die jungen Männer vollends ganz von ſich ab, ohne bei den Frauen etwas zu gewinnen; denn nun hieß es: „Sie wird wohl wiſſen, warum ſie Buße tut,“ oder: „Merkt ihr das ſchlechte Gewiſſen?“ — Die Dummen und Bösartigen, die in der Stadt die Oberhand hatten, hielten den Klatſch aufrecht, und die verſtändige Minderheit gab ſich keine Mühe, ihn zu widerlegen. So blieb Suſanne in der Acht, und als ſie ſich nach vielen vergeblichen Bemühungen, wieder einen Anſchluß zu finden, mißtrauiſch und verbittert in ſich ſelbſt zurückzog, wurden ihr die Leute erſt recht auffäſſig. Ihr Bruder gab ihr längſt kein gutes Wort mehr, und die Schwägerin behandelte ſie mit heuchleriſcher Sanftmut wie eine Verirrte, während ſie insgeheim die üble Nachrede am Einſchlafen verhinderte.

Unter dieſer allgemeinen und fortgeſetzten Mißhandlung verwandelte ſich Suſannes ganzer Charakter; ſie wurde ſcheu und mißtrauiſch wie ein Elefant,

der aus der Herde ausgestoßen ist, und würgte schweigend die ganze Dosis Gift hinunter, die sie in ihrem späteren Leben tropfenweise wieder von sich gab.

Sobald sie großjährig war, brach sie mit ihren Verwandten, zog allen Vorstellungen zum Trotz ihr Geld aus dem Geschäft und ließ der habgierigen Schwägerin das Nachsehen. Schon damals mietete sie sich in der dürftigen Mansardenwohnung ein, in der sie ihr Leben lang mutterseelenallein ohne Hund, Katze oder Vogel gehaust hat.

Dann kündigte sie im Wochenblättchen an, daß sie die Agentur eines großen Modewarengeschäfts aus der Residenz übernommen habe und daß in ihrer Wohnung eine reichhaltige Musterkarte von Kleiderstoffen sowie die neuesten Hutformen zur Ansicht aufgelegt seien. Dies war ein Ereignis in der kleinen Stadt, denn bisher hatten die Honoratiorenfrauen ihren Bedarf aus dem Gutbrotschen Ellen- und Kurzwarengeschäft bezogen, das Jahr für Jahr die gleichen Artikel auf Lager hatte, oder mit ihren Einkäufen auf die große Frühjahrsmesse gewartet, wo ihnen der Ausschuß der Fabriken verhandelt wurde.

Alles, was weiblichen Geschlechts war, stieg die abgetretene Holztreppe zu Fräulein Gutbrot hinauf, um ihre Musterauslage zu sehen. Auch die heilige Feme kam und sparte nicht mit freundlichen Reden; denn die Neugier war doch noch stärker als die sittliche Empfindung.

Das Geſchäft erforderte eine grenzenloſe Geduld, denn die Kunden waren ſparſame Leute, und oft, wenn ſie alle Muſter durchgeblättert und ſich umſtändlich nach Preis und Breite der Stoffe erkundigt hatten, entſchloſſen ſie ſich am Ende, mit dem Kauf des neuen Kleides bis zum nächſten Frühjahr zu warten. Doch Suſanne blieb immer höflich und dienſtfertig, und ihr bitterſüßes Lächeln verließ ſie nie. Ihr war es nicht um den Gewinn, ſie wollte nur das Gutbrotſche Kurz- und Ellenwarengeſchäft ſchädigen.

So winzig demnach ihr Erwerb aus den Prozenten war, ſie ſetzte es durch, die Zinſen ihres Kapitals zurückzulegen, und es blieb nicht unbekannt, daß ſie bei ihren Geſchäftsreiſen in die Reſidenz zuweilen Papiere ankaufte, die ſie auf einer dortigen Bank hinterlegte.

Als endlich nach Jahren die Stelle einer franzöſiſchen Lehrerin an der Mädchenſchule frei wurde, gab man ſie Fräulein Gutbrot, die ſeit der Genfer Reiſe für eine Autorität im Franzöſiſchen galt, und meinte ſie dadurch für das erlittene Unrecht entſchädigt zu haben. Denn die Verleumdung war zum Schweigen gekommen, ſobald Suſanne über die Jahre hinaus war, in denen ſie ihr ſchaden konnte. Seit ihr verblühtes Geſicht keinen Mann mehr anzog, wurde ſie wieder mit Achtung gegrüßt, und man erkannte ſie für eine Perſönlichkeit an, mit der man verkehren konnte, ohne an ſeinem

moraliſchen Charakter Einbuße zu erleiden. Auch das „Ach, ach, ach“ verſtummte mit den Jahren, nachdem Suſanne unzählige Male den Griff ihres Sonnenſchirms an den kleinen Schreiern zerſchlagen hatte; wer es noch einmal in Gang zu bringen ſuchte, der wurde durch kräftige Ohrfeigen von ſeiten der Eltern oder Lehrer ſtill gemacht.

Aber die zerſtörten ſchönen Jahre konnte man ihr nicht zurückgeben, und ebenſowenig konnte Suſanne vergeſſen, was ihr widerfahren war. Unauslöſchlicher Groll und Gram erfüllten jeden Winkel ihrer Seele.

Jeden Abend, wenn ihre Rechnungen eingetragen und ihre Schulhefte durchgeſehen waren, legte ſie ſich bei herabgelaſſenen Rollvorhängen die Karten und befragte ängſtlich das Schickſal, ob noch ein Glück für ſie auf Erden blühen wolle. Aber die Tage floſſen trüb und gleichmäßig vorüber, wie das Flüßchen vor ihrem Fenſter, und Jugend, Hoffnung und Sehnſucht rannen allmählich mit hinab.

Am Ausgang der zwanziger Jahre kam noch eine Art Nachſommer über ſie. Der muntere Oberförſter, der ſeiner Frau bei der Auswahl der Hüte und Kleider half, ſagte der Einſamen zuweilen ein artiges Wort, und der Prinzipal der Firma, für deren Rechnung ſie die Stoffe verkaufte, behandelte ſie, wenn ſie nach der Reſidenz kam, mit einer gewiſſen Auszeichnung. Sie blühte wieder auf und

wurde ſogar vorübergehend etwas menſchenfreundlicher, doch kam auch ihre erzwungene Entſagung ins Wanken. Sie hatte myſtiſche Stunden, wo ſie ſich in einen geheimnisvollen Seelenrapport mit älteren verwitweten Notaren oder hageſtolzen Kanzleiſekretären hineinträumte. Aber dieſe hatten nur Augen für die jüngſte Jugend und würden Suſannes ſtille Wünſche ſehr anmaßend gefunden haben. Dann ſchlug das Dreißigſte, und unerbittlich fiel die Pforte des Paradieſes zu. Jetzt wurde ihre Verbitterung zum Menſchenhaß.

Es lebte zwar in der Nachbarſchaft ein penſionierter Major, der jeden Tag durch ihre Straße ging und ſich ſeit zwölf Jahren mit dem Vorſatz trug, einmal früher oder ſpäter um Suſanne zu werben; denn es lag auch jetzt noch, wenn ſie gerade etwas milder geſtimmt war, ein wehmütiger Nachglanz der Jugend über ihr. Der Major war der einzige vorurteilsfreie Mann im ganzen Städtchen und hatte nie auf die Verleumdung hingehört. Aber leider war er ſo umſtändlicher Natur, daß bei ihm zwiſchen Vorhaben und Ausführung eine unüberſteigliche Kluft lag.

Hätte Suſanne nur von ſeinen Gefühlen gewußt, ſo wäre vielleicht ihre Herbigkeit in etwas gelindert worden, auch wenn der Vorſatz ewig ein Vorſatz blieb. Aber der Major ſtarb, und Suſanne folgte ſeiner Leiche, ohne von der unwandelbaren Verehrung, deren Gegenſtand ſie geweſen, jemals eine

Ahnung gehabt zu haben. Hoffnungslos und unversöhnlich brütete sie über den Trümmern ihres Lebens.

Zwischen ihr und ihren Schülerinnen wurde ein heimlicher Krieg mit bissigen Redensarten geführt; der Anblick der jungen Mädchen war der alternden Lehrerin ein quälender Stachel, und diese zahlten ihr jede Bosheit mit Zinsen zurück. Susannes einziger Trost war die Gewißheit, daß auch diese prangenden Blüten in kurzer Frist hinwelken und einem neuen Mädchenfrühling Platz machen mußten, der dereinst ebenso rücksichtslos über ihre Ansprüche weggehen würde, wie sie selbst mit den ihrigen von diesem anmaßenden Nachwuchs zur Seite geschoben worden war. Mit grausamer Lust beobachtete sie an anderen die Verwandlung, die sie selber hatte durchmachen müssen, und es war jedesmal ein Fest für sie, wenn eine der Jüngeren unverheiratet in das Dreißigste trat.

Der ohnmächtige Haß, der sich in ihr wand und krümmte, verzehrte alles, was ihr noch von Anmutsresten geblieben war; sie mergelte bis auf die Knochen ab, ihre Nase zog sich in die Länge, und die Augen verkrochen sich hinter ein Netz von Runzeln. Mit vierzig wuchs ihr das Bärtchen, und mit fünfzig war der Kinderschreck vollends fertig, als den wir alle das Fräulein Susanne Gutbrot gekannt haben.

Die bösen Weiber, denen sie ihr Unglück dankte, waren mit Ausnahme ihrer Schwägerin schon alle

vom Leben zerquetſcht ins Grab geſunken; ihre Altersgenoſſen gingen denſelben Weg, aber Suſanne fuhr fort zu haſſen, als ob die Beleidigung von geſtern wäre.

Alle fünf Jahre kam ein neuer Nachwuchs, der in die Geheimniſſe der franzöſiſchen Grammatik eingeführt werden mußte, und Suſanne ergrimmte, daß die Welt nicht ausſterben wollte. Der bloße Anblick der Kinder erregte ihre Galle, was ihr von den Kleinen durch inſtinktmäßige Abneigung vergolten wurde.

Sobald ſie penſioniert war, gab ſie auch ihr Muſtergeſchäft auf, denn der Geſchäftskampf, den ſie gegen ihre Verwandten führte, war ſchon längſt überflüſſig geworden. Eine Reihe neuer ſtattlicher Läden hatte ſich aufgetan und die Gutbrotſche Kurz- und Ellenwarenhandlung in den dritten oder vierten Rang gerabgedrückt.

Suſanne ſchloß ſich vor aller Welt in ihrer Manſarde ab. Was ſie da trieb, wußte niemand, und die Menſchen fragten auch nicht nach ihr. Wenn man ſie vor Gärten und Äckern ſtehen und abgeſchnittene Stecklinge oder anderes Grünzeug zuſammenleſen ſah, ſchüttelte man den Kopf über die närriſche Alte und ging vorüber. Erſt der Ankauf des Gärtchens machte ihre Mitbürger wieder auf Suſanne Gutbrot aufmerkſam, und dieſer und jener war jetzt der Meinung, die Alte müſſe bei ihrer ſparſamen Lebensweiſe doch nach und nach ein ganz hübſches Sümmchen zurückgelegt haben.

Die Frau Steuerratsſchreiberin vertraute es der Frau Kameralverwalterin an, und durch dieſe kam es unter die Leute, daß das alte Fräulein eine Kapitalſteuer bezahlte, die ſie den wohlhabendſten Perſonen der Stadt nahezu gleich ſtellte. Neugierige Nachbarinnen machten ſich mit Fragen an Suſanne heran, und je ängſtlicher dieſe ſich ereiferte, daß ſie gar kein Geld habe, und über ihre Armut klagte, deſto höher ſchätzte man insgeheim ihr Vermögen.

Der Familie Gutbrot fiel es jetzt ein, daß es doch nicht chriſtlich ſei, die alte, gebrechlich werdende Perſon ſo ganz ſich ſelber zu überlaſſen. Die Schwägerin Auguſte, die unterdeſſen Witwe geworden war, tat den erſten Schritt. Sie ſchickte ihre Fanny mit einem großen, vom Gärtner gebundenen, in ſteife Papierſpitzen gehüllten Blumenſtrauß zu der Tante Suſanne und ließ ihr zum Geburtstag gratulieren.

Suſanne ſah ſich die Nichte an, die ſie noch gar nicht kannte, denn es war der Neſtling des Hauſes und lang nach ihrem Zerwürfnis mit der Familie geboren. Sie gewahrte zu ihrer Überraſchung, daß Fanny ihr ſelber glich; es war, als habe ſie ihr dieſe rötlichblonden Zöpfe und das weiße, lächelnde Geſicht geſtohlen. Da erwachte ihr Ingrimm mit verſtärkter Gewalt; ſie ſtellte ſich taub, hieß die Nichte nicht einmal ſitzen und warf, ſobald ſie gegangen war, die Blumen in den Straßenkehricht.

Die Schwägerin ließ ſich jedoch nicht ſo leicht abſchrecken. Wenige Tage ſpäter ſah man ſie ſelbſt in eigener wohlbeleibter Perſon keuchend die ſteilen Treppen zu Suſannes Manſarde hinaufſteigen mit einem Körbchen am Arm, zu dem der Zipfel einer weißen Serviette heraushing, und das angenehm nach ſüßer Speiſe duftete. Aber ſie erhielt gar keinen Einlaß. Suſanne, die mittels einer am Fenſter angebrachten Spiegelſcheibe die ganze Straße überblickte, hatte ſie von weitem kommen ſehen und in Erkenntnis ihrer Abſicht die Tür verriegelt. Als die alte Gutbrot klopfte und zu öffnen ſuchte, gebärdete ſich Suſanne wie beſeſſen, ſie rannte im Zimmer auf und ab und ſchrie mit ihrer rauhen Stimme: „Hilfe! Diebe! Man will mich morden!“ daß die Hausbewohner zuſammenliefen und Frau Gutbrot genötigt wurde, unverrichteter Sache abzuziehen.

Darauf ließ Suſanne vom Schloſſer eine ſtarke eiſerne Sperrkette für ihre Tür anfertigen, und dieſe in dortiger friedlicher Gegend noch ganz unbekannte Vorrichtung erregte allgemeines Aufſehen. So oft künftig jemand klopfte, legte Suſanne ihre Kette vor, öffnete die Tür einen Zoll breit und behandelte den Ankömmling, den ſie nicht ſehen konnte, als einen Einbrecher. Beſonders wenn eines aus ihrer Verwandtſchaft ſie beſuchen wollte, tobte ſie mit Schimpfreden wie ein böſer alter Papagei hinter ſeinem Käfig. Überall ſprach man

davon, daß Suſanne Gutbrot ſteinreich ſei und ſich vor Dieben fürchte.

Das Gerede kam auch dem Stadtſchultheißen zu Ohren. Dieſer war ein noch jüngerer, ſehr tatenluſtiger Mann, in dem ſich natürlicher Fortſchrittsdrang und etwas Strebertum dergeſtalt miſchten, daß er die Geſchicke der Stadt liebend im Herzen trug und dabei auch die eigene Förderung nicht vergaß. Er hatte gleich nach ſeinem Amtsantritt unter Mitwirkung des Pfarrers, des Oberförſters und anderer Honoratioren einen Verſchönerungsverein gegründet, deſſen vornehmſte Obliegenheit bis jetzt geweſen war, romantiſche Waldpfade anzulegen und die ſchöne Natur mit grün angeſtrichenen Bänken zu verſehen. Aber dem Stadtſchultheißen ſtanden die Gedanken höher. Der alte, geſchmackloſe Röhrenbrunnen, der vor dem Rathaus ſtand, war ihm längſt ein Dorn im Auge. Er hatte ſich in den Kopf geſetzt, ihn abzureißen und an ſeiner Stelle einen Monumentalbrunnen zu errichten; daneben ſollte der ganze öde Platz, den nur an zwei Tagen der Woche die Stände der Marktweiber zu zieren pflegten, mit Bäumen bepflanzt und in eine öffentliche Anlage verwandelt werden. Von dieſem Plane verſprach ſich der Stadtſchultheiß nicht allein die Förderung des Geſchmacks und der Bildung unter der Bürgerſchaft, ſondern auch einen vermehrten Zuſtrom von Sommergäſten nach der kleinen, hochgelegenen Stadt und damit die He-

bung des städtischen Wohlstands. Für ihn persönlich knüpfte sich noch die Hoffnung daran, zur Belohnung für außerordentliche Verdienste den Titel eines Bürgermeisters zu erhalten. Doch das Unternehmen, das ein Zusammenwirken aller Kräfte verlangt hätte, stieß in der Stadt auf Widerstand und verursachte auch im Schoß des Verschönerungsvereins eine Spaltung. Ein Teil der Mitglieder, der sich auf so tiefgreifende Veränderungen nicht einlassen wollte, schied aus, an ihrer Spitze der Pfarrer, was der Sache von vornherein einen empfindlichen Stoß versetzte.

Zwar stand der Gemeinderat wie ein Mann zu seinem Oberhaupt, es wurden öffentliche Vorträge und Konzerte veranstaltet, deren Ertrag der Brunnenvorlage zufiel, und das Tagblatt, das an die Stelle des alten Wochenblättchens getreten war, veröffentlichte inspirierte Artikel über die veredelnde Wirkung der Kunst und über die Notwendigkeit, sich den begünstigteren Nachbarstädten, die ihre öffentlichen Anlagen und Monumentalbauten besaßen, gleichzustellen. Aber eine starke Gegenströmung, die ihren Ursprung im geistlichen Lager hatte, hemmte diese fortschrittliche Tätigkeit. Aus welcher Ursache, war den Tieferblickenden nicht verborgen.

Der Pfarrer strebte schon seit Jahren eine Verschönerung seiner Kirche an, die mit ihren trüben Fenstern und nackten Wänden allerdings ein Unikum an nüchterner Werktäglichkeit war.

Vom Konsistorium, dem die Mittel fehlten, war er an die Opferwilligkeit seiner Gemeinde verwiesen worden. So hatte er denn mit Bewilligung des Oberamts eine Sammlung zugunsten gemalter Kirchenscheiben veranstaltet und nahm häufig in seinen Predigten Anlaß, von dem würdelosen Zustand des Gotteshauses zu reden und die Anwesenden zu Spenden aufzufordern, wäre es auch nur das kleinste Scherflein. Eine Sammelbüchse war immer an den Sonntagen vor der Kirchentüre aufgestellt. Aber die Gemeinde, die großenteils arm und schon mit anderen Lasten überbürdet war, nahm des Pfarrers Wort vom „kleinsten Scherflein" allzu buchstäblich, und seit nun gar die zweite, mit der ganzen Rührigkeit des Stadtschultheißenamts betriebene Sammlung im Gange war, versiegten die Spenden für die Kirchenscheiben mehr und mehr. Weil er dies vorausgesehen, hatte sich der Pfarrer von allem Anfang an dem neuen Unternehmen feindlich entgegengestellt. Zwar kam es nicht zum öffentlichen Zerwürfnis, aber die geistlichen Waffen trafen im Verborgenen, und mit all seiner Tatkraft konnte es der Stadtvorsteher nicht hindern, daß fromme Seelen an dem geplanten plastischen Brunnenschmuck, der, wie man sich zuraunte, in einer nur halbbekleideten weiblichen Figur bestehen sollte, Ärgernis nahmen und aus der öffentlichen Anlage einen Rückgang der öffentlichen Sittlichkeit prophezeiten.

Die Partei des Stadtschultheißen dagegen kämpfte mit offenem Visier und hatte die Presse auf ihrer Seite. Sie zog den Plan der Kirchenverschönerung und besonders die gemalten Scheiben ins Lächerliche und behauptete, solche wären durchaus stilwidrig, da sie dem ganzen Charakter der alten, ehrwürdigen Kirche widersprächen, deren Schönheit gerade in ihrer ernsten, schmucklosen Einfachheit liege. Diese Auslassungen der städtischen Presse übten eine für die Hoffnungen des Pfarrers geradezu verheerende Wirkung aus, denn sie wurden in den Zeitungen der Hauptstadt nachgedruckt und fanden ihr Echo sogar im Landtag, an den das Konsistorium, der ewigen Klagen des Pfarrers müde, den Antrag gestellt hatte, die Verschönerung der Kirche aus Staatsmitteln zu bewilligen. Den gedruckten Beweis, daß die Gemeinde mit ihrer Kirche ganz zufrieden war, benutzte die Opposition, um den Antrag mit Glanz zu Falle zu bringen, und der übereifrige Pfarrer erhielt noch obendrein von seinem Konsistorium eine Rüge.

Der Streit um Monumentalbrunnen und Kirchenscheiben brannte eben lichterloh, als der unternehmende Stadtvorsteher seine Augen auf Susanne Gutbrot warf. Wenn es ihm gelänge, die alte, mit ihren Anverwandten zerfallene Rentnerin zu einer ausgiebigen Stiftung für den Brunnen zu bereden! Bei ihrer „Vergangenheit", von der sich eine dunkle Sage unter der jüngeren Generation

erhalten hatte, konnte man sie von vornherein unter die Vorurteilslosen rechnen. Und da sie keine natürlichen Erben hatte, mußte ihr eine Gelegenheit, sich das dankbare Andenken ihrer Mitbürger zu sichern, am Ende ganz willkommen sein. Es kam nur darauf an, ihr die Sache im rechten Lichte zu zeigen.

Der Oberförster, ihr Freund von alters her, wurde zuerst ins Treffen geschickt. Er hatte ihr schon vor etlichen Jahren, als er sie einmal beim Unkrautsammeln vor seinem Garten traf, ein paar Ableger von seinen Obstbäumen geschenkt, nach deren Ergehen er sich schicklich erkundigen konnte. Dann begann der alte Jäger sein Wild vorsichtig zu umschleichen. Ob sie schon die neue Aussichtsbank auf dem Schafbühl gesehen habe mit dem schönen Blick ins Lautertal, die kürzlich von dem Verein dort aufgestellt worden sei? — Nein, Susanne hatte nichts gesehen; sie ging nie weiter als bis zu ihrem Gärtchen. — Das sei schade; die Umgegend mache sich jetzt recht stattlich heraus, und auch das Städtlein dürfe nicht mehr lange dahinter bleiben. So kam er allmählich auf den Brunnen.

Susanne hatte wieder von gar nichts gehört, obwohl sie täglich das Amtsblatt las. Also einen großen Brunnen wollte man bauen, wie die in der Residenz, mit fließendem Wasser und einem schönen Weiher rund umher, mit Bäumen eingefaßt und mit Bänken zum Sitzen dabei? — Das sei gewiß

ein ſchöner Gedanke; wo denn aber all das mächtig viele Geld hernehmen? Ob denn der Verſchönerungsverein ſo reich ſei?

Leider nein, war die Antwort, aber eben darum müßten alle, die Sinn fürs Schöne hätten, zuſammenſtehen, und auch von ihr erwarte man einen Beitrag. Es ſei ja an leitender Stelle nicht unbekannt, daß ſie ein Stück Welt geſehen habe und über einen hierorts beim weiblichen Geſchlecht nicht gewöhnlichen Bildungsgrad verfüge, weshalb von ihr vorausgeſetzt werde, daß ſie die Beſtrebungen des Verſchönerungsvereins zu würdigen wiſſe.

Suſanne knurrte geſchmeichelt, ließ ſich aber auf keine Verſprechungen ein.

Jetzt rückte der Stadtſchultheiß ſelber zur Verſtärkung heran. Er kannte das alte Fräulein nur vom Anſehen; auf ſeinen Abendſpaziergängen vor die Stadt hatte er zuweilen ihr Treiben hinter der Berberitzenhecke beobachtet.

Als ſie eben einmal zwei Gießkannen voll Waſſer aus dem nahen Bach über den Weg ſchleppte, redete er ſie leutſelig an und lobte ihre Sorge für das kleine Eigentum, wobei er bemerkte, wenn alle wären wie Fräulein Gutbrot, ſo hätte die Obrigkeit nicht ſo viel Unordnung und Schlendrian zu bekämpfen.

Trotz ihres Menſchenhaſſes war Suſanne nicht unempfindlich für die Ehre, die ihr widerfuhr.

Wenn ſie einmal wollte, konnte ſie auch ganz milde und demütig ſein. Sie zog ihre aufgekrempelten Ärmel herunter und ſtand dem Geſtrengen geziemend Rede.

Dieſer rückte ihr in liebenswürdiger Zudringlichkeit ohne weiteres auf den Leib. Mit einer Beredſamkeit, die ihn ſelbſt und andere zu berauſchen pflegte, entwickelte er ihr ſein Lieblingsthema von dem Einfluß ſchöner Monumente und Anlagen auf die Volksbildung, und in das Spiel der künftigen Waſſerwerke, das er vor ihrem Geiſte aufführte, miſchte er perſönliche Schmeicheleien, die ſtark mit geheimer Ironie unterlegt waren. Er verſtieg ſich bis zu der Bemerkung, daß ſie Ehrenmitglied des Verſchönerungsvereins werden müſſe, denn man brauche nicht nur ihre materielle, ſondern auch ihre moraliſche Unterſtützung, und was dergleichen Reden mehr waren, die ſie mit einem ſtillen, boshaften Geſicht anhörte. Da ſie aber in ihren Antworten dem Stadtſchultheißen ſeine eigenen Meinungen und Behauptungen wieder zu hören gab, erreichte ſie, daß der Hochmögende ganz angeregt nach Hauſe kam und die alte Suſanne Gutbrot für eine der gebildetſten und verſtändigſten Damen erklärte, die er in ſeinem Leben kennen gelernt habe.

Er ſetzte über die Berberitzenhecke hinweg ſeine Belagerung fort. Wenn ſie ihn kommen ſah, trat Suſanne von innen ans Gehege, wie eine Nonne an ihr Sprechgitter; denn das Gärtchen betreten

durfte niemand. Sie ſonnte ſich in der Auszeichnung, die ihr auf ihre alten Tage erwieſen wurde, und nickte eifrig zu allen Reden des Stadtſchultheißen. Nur wenn er geradezu in ſie drang, mit ihrem Gelde herauszurücken, ſchrumpfte ſie zuſammen und verſicherte kläglich, daß man ihr Vermögen in ganz unbegreiflicher Weiſe überſchätze. Sie beſitze nur ein ganz geringfügiges Kapital von ihren Eltern her und wiſſe nicht, wovon ſie weiter leben ſollte, wenn ſie dieſe kleine Summe angriffe.

Auf ſolche Reden antwortete der Stadtſchultheiß nur mit einem Lächeln, denn er kannte die Geheimniſſe des Steueramts.

Kaum wurden ſeine Abſichten ruchbar, als auch ſein geiſtlicher Gegner ſich zum Wettkampf rüſtete. Zwar gehörte Suſanne nicht zu den frommen Schafen der pfarrherrlichen Hürde. Seit jenem Sonntag, wo er als junger Prediger in ſeinem Übereifer die Unglückliche vor verſammelter Gemeinde an den Pranger geſtellt hatte, war ſie dem Gotteshaus ferngeblieben. Sie mied es noch immer, nachdem das Ereignis und ſeine Veranlaſſung längſt aus dem öffentlichen Andenken geſchwunden waren. Ihr Wegbleiben aus der Kirche war eine verjährte Gewohnheit geworden, die Suſanne ſogar während ihrer Tätigkeit an der Mädchenſchule durchzuführen gewußt hatte. Denn nachdem ſie einmal als Original geſtempelt und geeicht war, konnte ſie ſich ungeſtraft jede Abweichung von der

allgemeinen Regel erlauben. Dagegen lief ſie, wie bekannt, zu jedem Begräbnis, und in pfarrherrlichen Kreiſen neigte man, wenigſtens neuerdings, der Anſicht zu, daß die regelmäßige Teilnahme an dieſer religiöſen Handlung dem ſtändigen Beſuch des Gottesdienſtes gleichzuachten ſei.

Ein paar fromme Seelen aus der Nachbarſchaft trugen Suſanne zu, welch gute Meinung man von ihrem Charakter und Wandel im Pfarrhaus hege, und daß dort ſtets, wenn von chriſtlichen Beiſpielen die Rede ſei, ihrer zuerſt gedacht werde. Danach ergab es ſich ganz von ſelbſt, daß die Pfarrerin Suſanne gelegentlich auf der Straße ſtellte, um ein paar Worte mit ihr zu wechſeln, und daß ſich dann auch der Pfarrer einmal hinzufand.

Er verſicherte ihr mit väterlichem Ton, daß es ſeinem Herzen jedesmal eine Genugtuung ſei, ſie zu ſehen; denn man lebe jetzt in einer Zeit, wo alle Guten gegen den neuen, gefährlichen Geiſt der Weltlichkeit und des Materialismus zuſammentreten müßten. Sie gehöre ja auch zur alten Garde und werde doch gewiß keine ſittengefährlichen Beſtrebungen unterſtützen. Ob es denn wahr ſei, daß ſie einen Beitrag für den Brunnenbau des Verſchönerungsvereins gegeben habe?

Suſanne konnte mit gutem Gewiſſen das Gegenteil verſichern, denn ſoeben war die Stadtſchultheißin, eine ihrer ehemaligen Schülerinnen, in eigener Perſon mit der Sammelliſte bei ihr er-

ſchienen und war zwar nicht wie Suſannes Verwandte vor die Tür geſetzt worden, hatte aber die geweſene Lehrerin ſo taub und unbeweglich gefunden, daß ſie unverrichteter Dinge abgezogen war, im Glauben, die Alte ſei gar nicht mehr zurechnungsfähig.

Doch blühte auch dem Küſter, als er ſich im Auftrag des Pfarrers wegen einer Beiſteuer für die Kirchenſcheiben zu Fräulein Gutbrot begab, kein beſſeres Glück. Suſanne verfügte bei ſolcher Gelegenheit über eine Verſtocktheit und Schwerfälligkeit, die dem Stumpfſinn des Greiſenalters täuſchend ähnlich ſah. Es gab kein Mittel, ſich ihr verſtändlich zu machen. Nicht einmal durch das Geſicht war ihr beizukommen; denn ſie hatte ſtets in ſolchen Fällen die Brille verlegt und wußte daher auch mit dem Geſchriebenen nichts anzufangen. Sobald man aber kein Geld mehr von ihr wollte, kam ſie wieder in Fluß und verſtand es, die geknickten Hoffnungen gleich aufs neue zu beleben.

Wie eine ausgelernte Kokette hielt ſie die Nebenbuhler am langen Faden. Die Herren vom Ausſchuß des Verſchönerungsvereins fingen an, ihr ſamt und ſonders den Hof zu machen. Die geiſtlichen Wünſche wurden dagegen mehr vom weiblichen Geſchlecht, beſonders von ihren Hausgenoſſinnen, zwei alten Jungfern gleich ihr ſelbſt, vertreten, aus deren Kramladen ſie ihren kleinen Bedarf bezog, und die ihr dabei jedesmal die Kirchenſcheiben zu Gemüt führten.

Der Nimbus ihres Reichtums und das Beispiel der anderen zog auch solche an, die gar nichts von ihr zu erwarten hatten und die nicht einmal etwas bei ihr suchten. So wurde Fräulein Susanne Gutbrot eine der gefeiertsten Persönlichkeiten im ganzen Städtchen.

Seit ihr Weizen blühte, war sie auch viel zugänglicher, so daß jetzt jedermann an sie heran konnte. Nur aus ihren Gewohnheiten trat sie nicht heraus. Sie blieb trotz der Freundlichkeiten, die ihr Pfarrer und Pfarrerin erwiesen, von der Kirche fern, und ebenso widerstand sie den Einladungen zum Kaffee, mit denen die Frau Oberförsterin sie beehrte. Damit der Wettlauf um ihre Gunst nicht erlahmte, ließ sie sich gelegentlich vernehmen, sie sei alt, sie habe keine Erben; wenn sie einmal sterbe, so wisse sie jetzt wenigstens, wem ihr Geld lassen. Nur etwas Bares durfte man nicht von ihr verlangen, sonst fiel sie in einen weinerlichen Ton. Man solle doch Geduld haben, sie werde es ja so nicht mehr lange treiben; wenn sie tot sei, werde man sehen, wie sie an ihrer Vaterstadt gehangen und nur für andere gespart und gedarbt habe.

Mit solchen Reden erzielte sie schon deshalb einen Eindruck, weil man sie ihrem Aussehen nach für bedeutend älter halten mußte, als sie war. Und nebenbei erkundigte sie sich immer heimlich, aber an Stellen, wo es weitergesagt wurde, nach einer sicheren Geldanlage in Staatspapieren.

Unterdeſſen waren auch ihre Verwandten nicht müßig. Ihr Neffe Albert, der jetzt das Gutbrotſche Kurz- und Ellenwarengeſchäft führte, hatte dem Fiasko ſeiner Mutter und Schweſter zuerſt ganz ruhig zugeſehen, denn bei ſeiner phlegmatiſchen Gemütsart hielt er es gar nicht für möglich, daß das Vermögen der Tante Suſanne, deren natürlicher Erbe er war, in fremde Hände fallen konnte. Erſt als er die Anſtrengungen ſah, die von anderer Seite gemacht wurden, überzeugte er ſich, daß Gefahr im Verzuge war, und eines Tages ſtieg auch er langſam und gewichtig die drei Treppen zu Suſannes Wohnung hinauf, um ſich der Tante in Erinnerung zu bringen.

Albert war ein Kind von ſechs Jahren geweſen, als Suſanne das Haus verließ, und ſie hatte damals den feiſten, rotwangigen Jungen gut leiden können. Als er jetzt in ihrem gepolſterten Lehnſtuhl ſaß, die Beine von ſich geſtreckt und die breiten Daumen übereinander geſchlagen, hatte er faſt noch dasſelbe feiſte rote Geſicht und dieſelben langſamen Bewegungen wie damals. Eine kleine weiße Schramme auf der Stirn erinnerte die Tante daran, daß ſie ihn einſt aus dem Arm in das Schuheiſen vor der Haustür hatte fallen laſſen. Etwas wie Wehmut ſchien ſie bei dieſer Betrachtung zu überkommen. Sie behandelte ihn nicht mit offener Feindſeligkeit wie die anderen, ſondern nur mit einem abwartenden Mißtrauen, das durch ſein

dickes Fell gar nicht bis in sein Bewußtsein drang. Auch ihre Schwerhörigkeit bildete für ihn kein Hindernis, da er ihr nichts zu sagen hatte. Er ließ nur in langen Zwischenräumen einige gemeinplätzliche Reden vernehmen und musterte mit bedächtigen Blicken den aufgestapelten Altjungfernkram. Besonders zog eine messingbeschlagene Schatulle, die auf der Kommode stand, seine Augen auf sich, und er wog die zwei Möglichkeiten gegeneinander ab: entweder mit dem Inhalt dereinst sein Geschäft wieder in die Höhe zu bringen oder den Handel ganz aufzugeben und sich nur noch mit dem Abschneiden der Coupons zu beschäftigen. Nachdem er eine halbe Stunde in Susannes Polsterstuhl gesessen, empfahl er sich, aber nur, um schon nach wenigen Tagen mit seiner Gattin Elise wiederzukommen. Diese war eine Auswärtige, deren Anblick die Tante an keine erlittene Unbill erinnern konnte, denn sie hatte das alte Fräulein nie als Kind mit Steinen verfolgt, noch sie als junges Mädchen bei der französischen Grammatik geärgert. Aber erst als die zwei auf den glücklichen Gedanken kamen, ihr Märchen mitzubringen, einen drallen, blauäugigen Bengel von drei Jahren, begann das Eis zu tauen.

Tante Susanne setzte ihre Brille auf, um den Großneffen genau zu betrachten, sie wollte ihm sogar ein freundliches Gesicht machen; da aber ihre Gesichtsmuskeln das Lächeln seit lange verlernt

hatten, kam nur eine Grimasse heraus, über die der Kleine in lautes Geschrei ausbrach.

Doch die Mutter beschwichtigte ihn mit einem Stück Kandelzucker, und beim nächsten Besuch ließ er sich sogar durch einen Apfel bewegen, eine halbe Minute auf dem Schoß der Großtante zu sitzen. An diesem Tage fiel ein Sonnenblick in das verknöcherte Herz der Alten, und als sie mit runzligen Fingern die glatten, runden Wänglein des Kindes streichelte, verspürte sie ein Behagen, das ihr selber unverzeihlich schien. Wenn Märchen von nun an mit seinen Eltern kam, fand er immer schon einen Apfel, der auf ihn wartete, und den er nach einem stillschweigenden Übereinkommen auf dem Schoß der Tante Susanne verzehrte.

Von dieser Annäherung war es nur noch ein Schritt bis zur völligen Aussöhnung. Es gab ein Friedens- und Freudenfest, als Susanne nach beinahe vierzig Jahren zum erstenmal wieder den Schauplatz ihrer Kindheit betrat. Im Hause war noch alles, wie sie es damals verlassen hatte, nur etwas herabgekommen und unordentlich. Der Ladentisch, hinter dem sie die Malzbonbons zu verkaufen pflegte, stand an der alten Stelle, Kisten versperrten wie damals das Magazin, aber sie waren verstaubt und leer, und allenthalben roch es nach Dürftigkeit. In Susannes einstigem Schlafstübchen unter dem Giebel ging der Schatten ihrer eigenen Jugend in Gestalt der blonden Fanny aus und ein.

Zwiſchen Frau Gutbrot senior und ihrer Schwiegertochter herrſchte ein etwas geſpanntes Verhältnis, weshalb die zwei Parteien genötigt waren, getrennte Wirtſchaft zu führen. Aber in Gegenwart der Tante Suſanne war alles Eintracht und Liebe. Wenn ſie erſchien, war auch gleich ihre Nichte Fanny da und half bei der Aufwartung, denn die Gutbrotſchen griffen ſich mächtig an, um die Tante Suſanne zu ehren. Die verwitwete Krämerin ſchleppte ihre Fettleibigkeit herunter in den erſten Stock und redete ſeufzend von den ſchönen Zeiten, wo ſie mit ihrem Seligen und ihrer lieben Suſanne ſo glücklich hier zuſammen gehauſt hatte.

Es verſteht ſich, daß jetzt auch in Suſannes eigenem Haus die Schranke fiel und daß die Sperrkette völlig außer Gebrauch kam. Es verging kaum mehr ein Tag, an dem nicht das eine oder das andere ihrer Angehörigen mit einem Körbchen am Arm oder einer verdeckten Schüſſel ihre Treppen heraufſtieg. Bald gab es einen Topf Eingemachtes von der Schwägerin, bald ein Gebäck Eliſens zu verſuchen. Fanny ſtickte ihr Pantoffeln und Brillenfutterale, und an den Sonntagen aß Suſanne regelmäßig in der Familie. Wenn ihre guten Freunde ſie beſuchen wollten, ſo fanden ſie die Alte von ihren Verwandten wie von einer Leibwache umgeben, und an ein Geſpräch über Stadtbrunnen oder Kirchenſcheiben war nicht mehr zu denken.

Doch auch für die Angehörigen war der Verkehr mit dem alten Fräulein nicht leicht. Was man ihr mitteilen wollte, das mußte ihr [illegible] die Ohren geschrien werden, [illegible] noch eine verkehrte Antwort. [illegible] sich bald nicht mehr vor ihr [illegible] häufig Bemerkungen, [illegible] rechnet waren. [illegible] Zunge hatte, ließ ihre [illegible] das Aussehen der Tante, [illegible] vor allem ihr Geiz immer [illegible]. Denn die Alte nahm zwar [illegible] brachte, und [illegible] aber sie gab niemals auch nur [illegible] gegen. [illegible] Apfel, aber in [illegible] um seinetwillen [illegible].

Sich selber [illegible] lebte noch genau [illegible] sich das Essen aus einem [illegible] wusch selber [illegible] das gleiche [illegible] schneeweißen [illegible].

Auch sonst [illegible] bei. Sie legte [illegible] ihre [illegible] befragen, und wenn [illegible] schäftigung [illegible] stehender einen [illegible]

[illegible]

Das junge Mädchen ſah ihr über die Schulter und ſagte, ohne die Stimme zu erhöhen:

„Iſt der Bräutigam ſchon unterwegs, Tante Suſanne?“

„Was ſagſt du, Fanny?“

„Ich frage, ob die Karten gut ſtehen?“ ſchrie nun dieſe aus vollem Halſe.

„Ich hörte doch etwas von „unterwegs“,“ ſagte die Tante mißtrauiſch.

„Ich fragte, ob heute keine ſchlechten Karten um den Weg ſind,“ ſchrie die Nichte abermals.

„Freilich, die da, die ſchwarze, war mir immer im Weg.“ Dabei zeigte ſie auf Piquedame und ſchoß zugleich einen tückiſchen Blick nach der ſchwarzgekleideten Schwägerin.

„Sie wird eiferſüchtig auf dich ſein, alte Vogelſcheuche,“ antwortete das Mädchen wieder mit ſeiner natürlichen Stimme und ſetzte unter dem heimlichen Kichern der anderen dieſe Poſſe fort, bis Suſanne ihr Spiel zuſammenpackte und ärgerlich ſagte:

„Es geht nicht auf. Soll ich dir die Karten legen, Fanny?“

Nun reckte alles die Hälſe. Suſanne breitete ein neues Spiel aus, legte mit unendlicher Geduld die Karten von rechts nach links und von links nach rechts und orakelte dabei von einer Heiratsausſicht, der noch Schwierigkeiten im Wege ſtünden. Aber gewöhnlich kamen die glücklichen Roten dazwiſchen

und brachten eine große Erbſchaft oder einen Geldbrief, wodurch ſich alles nach Wunſch geſtaltete.

„Wenn nur die Tante wollte,“ pflegte alsdann die alte Krämerin, die nicht die Zartfühlendſte war, zu äußern, „ſo hätten wir bald eine Hochzeit im Hauſe.“

Es verkehrte ſeit einiger Zeit ein eleganter junger Aſſeſſor in der Familie, der der hübſchen Fanny den Hof machte und offenbar nur auf den Tod der Tante wartete, um ſich zu erklären. Fanny war über Hals und Kopf in des Aſſeſſors feine Wäſche und gewandte Manieren verſchoſſen und wollte von keiner anderen Ausſicht etwas wiſſen. Tante Suſanne fragte häufig in wohlwollendem Tone nach ihm, als ob ſie die jungen Leute in ihren Hoffnungen beſtärken wollte. Deshalb war die alte Gutbrot, die ſich in den Aſſeſſor mit verliebt hatte, ſobald ſie der Tante unter vier Augen habhaft werden konnte, mit Anſpielungen hinter ihr her, daß ſie ihre Nichte noch zu Lebzeiten eine Mitgift ausſetze — Anſpielungen, die trotz ihrer Deutlichkeit nie verſtanden wurden.

Nur Frau Eliſe verſtand ſie und lebte in beſtändiger Furcht, Fanny könnte bei der Teilung vor ihrem Bruder bevorzugt werden. Daher lag ſie immer auf der Lauer, um ihre Schwiegermutter nicht mit Suſanne allein zu laſſen, und wenn ſie dieſe der Alten ſchöntun ſah, äußerte ſie halblaut in biſſigem Ton:

„Meint Ihr, wir haben für Euch die Kastanien aus dem Feuer geholt?“

Susanne mit dem Strickzeug in der Hand ließ gute und böse Reden über sich hinweggehen. Sie saß hinter ihrer Brille, ihren Runzeln und ihrer Schwerhörigkeit wie hinter einer dreifachen Schanze und beobachtete still.

Der einzige, der in seinem Verkehr mit der Tante Susanne einen Schein von Uneigennützigkeit wahrte, war ihr Neffe Albert. Er lachte auch niemals mit, wenn Fanny ihre Späße machte; sein feistes, unbewegliches Gesicht war gar nicht imstande, eine humoristische Regung auszudrücken. Auf diesem Gesicht ruhten die Augen der Tante Susanne oft mit einem forschenden Ausdruck.

Das Innere der Tante Susanne durchschaute keiner. Man wußte nicht, wen sie bevorzugte, noch wer ihr mißfiel, man wußte überhaupt nicht, was in ihr vorging.

Oft schien es, als ob sie mißtrauisch die Mienen ihrer Anverwandten beobachte und tückische Gedanken spinne; dann wieder saß sie da, als könnte sie kein Wässerlein trüben. Mitunter konnte man glauben, es mache ihr ein boshaftes Vergnügen, die Leute sich blau schreien zu lassen; denn es kam vor, daß sie sich ein und dasselbe Wort ein halbes Dutzend Mal wiederholen ließ, ein anderes Mal aber, als Fanny mit ihrer natürlichen Stimme gegen

Dritte eine gleichgültige Bemerkung gemacht hatte, drehte sie sich um und sagte: „So!“

„Hast du mich denn verstanden, Tante?“ fragte Fanny verblüfft.

„Ja freilich, bei Ostwind verstehe ich alles,“ antwortete Susanne gelassen.

Fanny wurde rot und blaß, denn sie wußte nicht, ob sie nicht auch zuweilen bei Ostwind eine ihrer ungezogenen Bemerkungen gemacht hatte; aber das runzlige Gesicht der Alten blieb undurchdringlich.

Die viele Pflege, die sie jetzt genoß, schlug ihr sichtlich an, ihre Gesundheit besserte sich, und sie sah zuweilen aus, als könnte es ihr einfallen, achtzig Jahre alt zu werden.

Eines Tags, als Märchen allein bei ihr in der Mansarde saß, hörte der Kleine plötzlich zu spielen auf und sagte:

„Tante!“

„Was willst du, Märchen?“ fragte sie.

„Wann wirst du denn abkratzen, Tante?“

„Was verstehst du unter Abkratzen, liebes Märchen?“ fragte die Tante, indem sie herzutrat.

Das Kind sah sie mit starren Augen an und vermochte keine Erklärung zu geben. Endlich sagte es:

„Papa hat neulich gesagt: Wann wird denn die alte Schachtel einmal abkratzen?“

Der Apfel, den die Tante soeben vom Schrank heruntergelangt hatte, wanderte wieder unter den Vorrat zurück.

„So, so," sagte sie mit ihrem boshaften Lächeln und sah den Kleinen aufmerksam an, um in dem kindlichen Gesicht die ihr so tief verhaßten Gutbrotschen Familienzüge zu suchen.

„So, so," wiederholte sie noch ein paarmal ganz befriedigt, wie wenn sie etwas sehr Angenehmes vernommen hätte. Es war, als wäre sie durch Märchens Mitteilung erst so recht mit sich selber in Harmonie gesetzt worden.

„Wird es dir nicht leid tun, Märchen," fragte sie dann im freundlichsten Ton, den sie aufbringen konnte, „wenn die schwarzen Männer deine arme alte Tante auf den Kirchhof tragen?"

Doch der Kleine zeigte keinerlei Bewegung, sondern fragte begierig dagegen:

„Nimmst du alle deine Sachen mit, wenn du in dem schwarzen Koffer auf den Kirchhof fährst?"

„Jawohl, alle," antwortete die Tante.

Am Morgen nach jenem Gespräch legte Tante Susanne ihren schwarzen Kaschmir an und fuhr in die Residenz.

Als sie von dort zurück war, änderte sie ihre ganze Lebensweise. Sie nahm ein Dienstmädchen, richtete sich eine Küche ein und ließ das Essen nicht mehr tragen, sondern kochte selbst. Auch ein neues Fransentüchlein nebst einem guten warmen Kastormantel hatte sie mitgebracht, und — worüber ihre Bekannten fast auf dem Kopf standen — sie hatte sich in der Residenz beim ersten Photographen auf-

nehmen lassen; in ganz großem Kabinettformat, mit ihrer langen Nase und ihrem Bärtchen, mit Schal und Fransentüchlein, den Regenschirm in der Hand, stand sie da, wie sie leibte und lebte. Sie zeigte das Bild jedem, der es sehen wollte, und erzielte damit im ganzen Städtchen einen unerhörten Heiterkeitserfolg.

Nur der Familie Gutbrot verging das Lachen. Sie rechneten sich aus, was alle diese Neuanschaffungen gekostet hatten, und jammerten laut über die Extravaganzen der alten Närrin; „denn," sagten sie, „es geht ja alles vom Unsrigen". Die Frauen lagen ihrem Albert in den Ohren, daß er die Verschwenderin entmündigen lasse, bevor sie ihr Geld vollends gar für die Hirngespinste des Verschönerungsvereins oder für die Erfüllung pfarrherrlicher Wünsche verplempere. Und da Albert der unvernünftigen Forderung seinen passiven Widerstand entgegensetzte, kehrten die Drei, die ohnehin von seiner Tatkraft nicht die günstigste Meinung hatten, ihre ganze Galle gegen ihn und redeten von dem Familienhaupt nur noch als „Dummerjahn" und „Schlafmütze".

Unter Susannens Bekannten wollte man ganz bestimmt wissen, daß ihr jetzt noch zu all ihrem Reichtum hin eine große Erbschaft zugefallen sei. Die jüngeren Leute, die weiter gar nichts von ihr wußten, als daß sie einen Flecken in ihrer Vergangenheit und sehr viel Geld habe, brachten diese

beiden Dinge miteinander in Verbindung und erzählten, der Besitzer jener Firma, deren Agentur sie innegehabt, sei in früheren Jahren ihr Liebhaber gewesen und habe sie bei seinem Tode zur Universalerbin gemacht.

Sie selber ließ sich auf keine Erklärung ein; sie sagte bloß, wenn ihr jemand auf den Zahn fühlen wollte, sie sei jetzt, gottlob, so gestellt, daß sie sich etwas erlauben dürfe.

Aber die Änderung all ihrer Lebensweise kam ihr schlecht zustatten, und noch hatte sie es nicht lange so getrieben, als es mit ihrer Gesundheit bergab ging.

Eines Morgens fand man sie auf einer Seite gelähmt, aber bei klarem Bewußtsein. Sie verlangte, ins Spital gebracht zu werden, doch die Familie widersetzte sich. Der Gedanke an den Arzt und die Krankenschwestern flößte den guten Leuten einen wahren Schrecken ein, und jede Person, die das Zimmer der Kranken betrat, stand bei ihnen im Verdacht der Erbschleicherei. Sie trieben die herbeigeeilten Freunde fast mit Gewalt von hinnen und quartierten sich in einer Kammer der elenden Mansardenwohnung ein, um abwechselnd bei der Kranken zu wachen.

Und das muß man ihnen lassen: was nur die zärtlichste Liebe vermocht hätte, das taten die drei Frauen für die zänkische alte Tante. Ihre Schwägerin schleppte sie mit Fannys Hilfe von einem

Bette zum andern und gab ihr löffelweise die Nahrung ein. Aber auch Elise pflanzte sich am Krankenlager auf und war nicht zu vertreiben. Sie löchelte für die Patientin und brachte ihr feine Weine. Und indem Susanne immer die eine gegen die andere ausspielte, nährte sie eine stete Eifersucht, die sich zwar in ihrer Gegenwart nur durch den Wettstreit der Aufmerksamkeiten äußerte, aber hinter der Tür des Krankenzimmers oft genug in scharfen Worten und feindseligem Betragen losbrach.

Nur wenn von außen jemand erschien, um nach Susannens Ergehen zu fragen, standen die Drei zusammen und wehrten wie Löwinnen jeden Eindringling ab. Keine fremde Hand durfte ihre Patientin berühren, ja sie duldeten nicht einmal die Handreichungen des Dienstmädchens. Den Pfarrer, dessen Besuch sie nicht verhindern konnten, beobachteten sie unter tausend Ängsten und erschwerten es ihm wenigstens durch fortgesetzte Unterbrechungen, von seinen Kirchenscheiben zu reden.

Die Frage, wem Tante Susanne ihren Besitz vermachen werde, beschäftigte die ganze Stadt, am meisten, wie begreiflich, die Familie Gutbrot. Die messingbeschlagene Schatulle, die auf der Kommode stand, war das Ziel aller Gedanken und häufig genug der Gegenstand wechselseitiger feindseliger Anspielungen der Verwandten. Keines gönnte dem anderen sein Teil, und doch mußte, nach den

Zinſen zu ſchließen, die jeden Erſten aus der Reſidenz eintrafen, das Kapital groß genug ſein, um alle glücklich zu machen. Dieſe Zinſen ſchloß Suſanne, ſowie ſie ankamen, eigenhändig in der Schatulle ein, die man ihr vors Bett ſtellen mußte, und beim Öffnen konnte man ſehen, wie hoch die Schatulle mit Wertpapieren angefüllt war, lauter wohlſortierten einzelnen Päckchen in blauen Umſchlägen.

Suſanne ſchwelgte jetzt förmlich in Bosheit und genoß ihre Macht noch einmal aus dem vollen. Sie war mit nichts zufrieden, klingelte hundertmal des Tags, warf die Kiſſen auf den Boden, goß die Suppe um, ließ ſich auskleiden, ankleiden, vom Bett aufs Kanapee und vom Kanapee nach dem Bette tragen, daß ihre Umgebung der Mühſal beinahe erlag. Die alte Gutbrot brach auch wirklich zuſammen und wurde ſelber bettlägerig, aber die Jungen ſetzten ihren Wettlauf fort, ohne ſich um ihre Mutter und Schwiegermutter zu kümmern, die jetzt hilflos zu Hauſe lag.

Durch die ſtändige Drohung: „Ich laſſe mich ins Spital tragen," erhielt Suſanne ihre Pflegerinnen willfährig. Aber nicht nur gepflegt wollte ſie ſein, ſondern auch unterhalten. Sie ließ ſich von Eliſe die Zeitung vorleſen vom erſten bis zum letzten Wort, und Fanny mußte mit ihr Damen ziehen oder die ſchmutzigen Karten auf der Bettdecke ausbreiten, und ſobald das geringſte verſehen wurde, gab es die ſchnödeſten Reden.

Dabei durfte man keinen Gegenstand im Zimmer berühren, sonst schrie sie gleich, man wolle sie bei lebendigem Leibe beerben. Das bare Geld nahm sie recht auffällig wieder aus der Schatulle, als ob es dort nicht sicher wäre, und versteckte es unter ihr Kopfkissen. Durch dieses Gebaren machte sie die beiden Wärterinnen so mißtrauisch gegeneinander, daß immer eine der anderen auf die Finger sah.

Sie lag wie ein Teufel in ihrem Bett mit ihren Runzeln und ihrer spitzigen Nase, daß, wer sie sah, sich vor ihr fürchtete.

Der Assessor kam täglich, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, und brachte ihr Blumen, an denen sie sich zu ergötzen schien.

Da noch eine vorübergehende Besserung eintrat, ließ sie sich eine Krücke anfertigen, mit der sie durchs Zimmer gehen wollte; aber ihre Wärterinnen duldeten es nicht, und vier jugendliche Arme waren immer bereit, sie zu heben und zu stützen.

Eines Tages endlich, als sie sich etwas besser fühlte, begehrte sie ihr Testament zu machen. In aller Stille wurde der Notar mit den Zeugen geholt, und sie bestand darauf, daß auch der Arzt zugegen sei, um die geistige Gesundheit der Erblasserin zu beglaubigen. Denn, sagte sie jeder Partei geheimnisvoll, es müsse beizeiten ein Riegel vorgeschoben werden, daß nicht der andere Teil nach ihrem Hingang sich herausnehme, das Testament anzufechten.

Als das vorüber war, schien sie eine große Erleichterung zu empfinden. Sie ließ die Familienmitglieder nacheinander vor ihr Bett kommen, dankte allen und versicherte jeden einzeln, daß sich die Größe ihrer Dankbarkeit erst nach ihrem Tode offenbaren werde.

Zu Fanny sagte sie:

„Du bist zu edel, ich verdien' es gar nicht um dich, denn ich habe dich nie leiden können."

Worauf diese gutmütig erwiderte: „Ach, Tante, mach dir doch keine Gedanken darüber," denn ihr eigenes Gewissen war auch nicht rein.

Darauf rief sie Albert und Elise und führte mit diesen die gleiche Szene auf.

Nachdem sie ihre Umgebung noch wochenlang bis aufs Blut gequält hatte, verschied sie einmal ganz plötzlich über ihren Karten.

Ein zahlreiches Geleit folgte ihrer Bahre. Der Verschönerungsverein legte durch die Hand des Oberförsters seiner Gönnerin einen schönen Kranz aufs Grab. Unter den vielen Blumenspenden fiel auch ein sinniger, aus weißen Rosen gebundener Trauerstrauß des Assessors mit reichen Schleifen auf. Als der Pfarrer am offenen Grabe, wie gewöhnlich, den Lebensgang der Verblichenen erzählte, streifte er schonend über das Mißverständnis hin, das sie eine Zeitlang ihren Mitbürgern entfremdet hatte, und verweilte um so eingehender bei der Darstellung ihrer Tugenden und Verdienste.

„Wie oft haben wir sie hier stehen sehen," sagte er, „bei Wind und Wetter, bei Sonne und Regen, in ihrem bescheidenen schwarzen Trauergewand, wenn es galt, einem Mitbürger die letzte Ehre zu erweisen, und ihre Träne fehlte auch dem Ärmsten nicht. Wir werden sie hier nie wieder stehen sehen. Aber freuen wir uns, meine Geliebten, daß wir sie dereinst wiedersehen werden im Glanze, dort, wo die irdischen Gebrechen verschwunden sind und die Seele in fleckenloser Reinheit ihrem himmlischen Bräutigam entgegenschwebt."

Unserem guten Pfarrer war es ohne Zweifel Ernst mit dem, was er sagte; denn der Glanz, in dem er die verewigte Susanne stehen sah, ging von den gemalten Kirchenscheiben aus, die sie ihm noch auf dem Totenbette vorgespiegelt hatte.

Aber für uns Kinder war es eine schwere Aufgabe, uns die böse, zänkische Alte im weißen Unschuldsgewand mit Flügeln an den Schultern vorzustellen. Ich erinnere mich noch genau des Eindrucks, denn ich war aus Neugier heimlich von Hause weggelaufen, um beim Begräbnis der alten Susanne zuzusehen. Und noch etwas anderes ist mir ganz lebhaft im Gedächtnis: als die erste Erdscholle, von der Hand des Herrn Albert Gutbrot geworfen, auf Susannens Sarg niederkollerte, da scholl es wie ein rauhes, polterndes Gelächter aus dem offenen Grabe, und ich lief in hellem Schrecken davon, bevor die Zeremonie zu Ende war.

Einige Tage nach der Beerdigung wurde auf dem Amtsgericht das Teſtament verleſen. Dasſelbe war dem Notar in Gegenwart der Zeugen von der Erblaſſerin verſchloſſen übergeben worden, und keine Seele hatte von dem Inhalt Kenntnis. Nur die geſetzlichen Erben waren geladen. Aber eine Anzahl Neugieriger, die durch die Geſchwätzigkeit des Amtsdieners den Termin erfahren hatten, drängte ſich in den Vorraum ein, und einige von ihnen wußten es bei der mangelnden Aufſicht einzurichten, daß ſie hinter der Tür die Verleſung des Teſtaments mit anhörten. Durch dieſe verbreitete ſich der Inhalt blitzſchnell über die ganze Stadt und wurde zuallererſt dem Aſſeſſor mitgeteilt, der in dem gegenüberliegenden Kaffeehaus die Zeitung las.

Das Teſtament lautete:

„Ich, Anna Suſanna Gutbrot, penſionierte Lehrerin an der Mädchenſchule, ſetze bei voller geiſtiger Geſundheit nachſtehend meinen letzten Willen auf und bedaure nur, daß ich nicht perſönlich zugegen ſein kann, wenn dieſes Schriftſtück verleſen wird.

„Nachdem ich mein kleines, von den Eltern ererbtes und durch meine Sparſamkeit verdoppeltes Barvermögen in eine Rente verwandelt habe, die mit meinem Tode erliſcht, wäre ich der Mühe enthoben, noch ein Teſtament zu machen, wenn ich nicht zum Dank für erwieſene große Liebesdienſte einige Legate auszuſetzen gedächte.

„Zuvor aber habe ich noch ein Wort mit meinen Mitbürgern und Verwandten zu reden.

„Durch Euren Neid und Geiz, Eure Bosheit und Dummheit habt Ihr mich um meine Jugend betrogen und mein Leben vergiftet. Als ich jung und hübsch war, habt Ihr mich verleumdet und verfemt. Als ich alt und häßlich wurde, habt Ihr mich verfolgt und verspottet. Weil ich blonde Haare hatte und ein feines Gesicht, wurde ich aus der Gemeinschaft der Menschen ausgestoßen. Weil ich weiße Haare und eine spitzige Nase bekam, warf man mit Steinen nach mir.

„Ihr Junge werdet sagen: das war lange vor unserer Zeit. Aber das ist mir gleichgültig. Ihr zwitschert ja doch nur, wie Eure Alten gesungen haben, denn Neid und Geiz, Bosheit und Dummheit sind unter Euch unsterblich, sie wechseln nur die Person. Darum habt Ihr meinen Haß in gerader Linie von Euren Eltern geerbt. Ich habe ihn vierzig Jahre lang in mir angesammelt und Zinsen zu Zinsen geschlagen. Vom Haß gegen Euch habe ich mich genährt, wenn ich darbte, und wenn eine Krankheit mich niederwarf, der Haß machte mich wieder gesund. Man hat mir vorgeworfen, daß ich nicht einmal die Tiere liebte, wie es einer rechtschaffenen alten Jungfer zukommt, und es ist wahr: ich konnte sie nicht leiden, weil sie Euch ähnlich sind. In Katzen und Möpsen, in Papageien und Affen sah ich immer Eure Züge

und Eure Art. Nur die Pflanzen habe ich geliebt, die ſtillen, unſchuldigen, und am meiſten die, von denen ihr nichts wiſſen wollt. Mein einziges Glück war mein Gärtlein, das Ihr ſo lächerlich fandet: das Aſyl für die verſtoßenen Kinder der Pflanzenwelt.

„Ich habe gelebt von der Hoffnung auf eine ſpäte Genugtuung, die ich mir langſam vorbereitet habe, und Eure Habſucht hat ſie mir glänzender beſchert, als ich erwartete. So wiſſet denn: die falſchen Gerüchte von meinem Reichtum habe ich ſelber in Gang gebracht. Fragt nur auf dem Steueramt, wo ich Kapitalien fatierte, die ich nie beſaß. Übrigens habe ich Euch nie über meine Vermögensverhältniſſe belogen. Man täuſcht Euch ja am beſten, wenn man Euch die Wahrheit ſagt. Euer eigener Geiz hätte es Euch beſtätigen müſſen, was ich Euch immer wiederholte, daß eine alte, unglückliche Perſon nicht in der Lage iſt, Reichtümer zu ſammeln. Aber Ihr ſeid dumm und blind ins Garn gelaufen, und es war mir ein königliches Vergnügen, mich ſo in meinen ſpäten Jahren umſchmeichelt und umkrochen zu ſehen.

„Die Herren vom Verſchönerungsverein und der Herr Pfarrer werden es vielleicht nach dem Geſagten verſtehen, warum ich für gut fand, mein bißchen Geld einer Leibrentenanſtalt zu ſchenken. An den paar Tagen Wohlleben lag mir nichts mehr, und ohnehin ſorgte die ſpäte Zärtlichkeit meiner

Verwandten für meine Bedürfnisse. Aber es könnte ja sein, daß die Menschen wirklich durch den Anblick eines schönen Brunnens und gemalter Kirchenscheiben besser würden, und das täte mir leid. Ich wünsche, daß Dummheit und Bosheit weiter blühen wie bisher, denn ich sehe nicht ein, warum andere glücklicher sein sollen als ich. Vielmehr hoffe ich zu Gott, daß Ihr fortfahren werdet, Euch gegenseitig all das Leid anzutun, das ich Euch von ganzem Herzen wünsche.

„Damit aber doch meine Freunde nicht völlig leer ausgehen, hinterlasse ich dem löblichen Verschönerungsverein meine Photographie, die er aufstellen mag, wo er es für gut findet, und meinen verehrten Seelsorger bitte ich, meine Brille anzunehmen, damit er Menschen und Dinge etwas deutlicher erkennen lernt.

„Zur Bestreitung der Leichenkosten wird die noch vorhandene kleine Barschaft nebst dem Erlös aus meinen Möbeln genügen.

„Und jetzt zu Euch, meine lieben Angehörigen!

„Mein Gehör, das, gottlob, immer vortrefflich gewesen ist, hat mich in den Stand gesetzt, Euch gründlich kennen zu lernen. Es freut mich, sagen zu dürfen, daß Ihr einer des anderen würdig seid und keiner unter Euch war, der mich gezwungen hätte, meine Meinung von den Menschen im allgemeinen und von den Gliedern meiner Familie insbesondere zu ändern.

„Über den Reſt meiner Habe verfüge ich zu Euren Gunſten wie folgt:

„Die Schatulle, die auf meiner Kommode ſteht, und die Euch alle ſo viel beſchäftigt hat, ſoll mit ihrem ganzen Inhalt an meinen Neffen Albert als das jetzige Haupt der Familie übergehen. Doch ſtelle ich die ausdrückliche Bedingung, daß er die darin befindlichen Papiere nicht zu perſönlichen Zwecken, ſondern nur in das Geſchäft verwenden darf.

„Und damit er ſich den Kopf nicht zu zerbrechen braucht, will ich ihm ſogleich ſagen: er findet in der Schatulle die alten Schulhefte meiner franzöſiſchen Klaſſe, die ihm zum Einwickeln von Pfeffer und Schnupftabak gute Dienſte leiſten werden.

„Für die gefällige Eliſe, ſeine Gattin, habe ich ein geſticktes Tüchlein ausgeſucht, um ſich daran den Mund zu wiſchen.

„Meiner witzigen Nichte Fanny hinterlaſſe ich mein altes Kartenſpiel und wünſche, daß es ihr einmal an den einſamen Abenden, die nicht ausbleiben werden, die Zeit ſo gut vertreiben möge wie mir ſelber.

„Jetzt iſt noch meine Schwägerin Auguſte zu bedenken, die ich ſtets als die erſte Urſache meines Unglücks betrachtet habe. Ihr wünſche ich zur Vergeltung nichts als ein langes Leben in der Mitte der Ihrigen. Zum Andenken an mich ſoll ſie die Krücke erhalten, die ihr an ihrem Lebensabend

nützlicher sein wird als mir, da sie schwerlich so viele Hände bereit finden wird, sie zu heben und zu tragen.

„Auch der Herr Assessor, dessen zartsinnige Aufmerksamkeiten mir so wohlgetan haben, soll nicht vergessen sein. Ich habe eine Strähne meiner Haare für ihn abgeschnitten, die man in meinem Schrank mit den anderen legierten Gegenständen finden wird. Er kann sie zu einem Ringe flechten lassen oder in einem Medaillon auf der Brust tragen — zum dauernden Andenken an die gemeinsam zugebrachten schönen Stunden.

„Mein Gärtlein aber vermache ich den Schmetterlingen und den Vögeln des Himmels. Keines Menschen Fuß soll es betreten, niemand soll von seinen Früchten genießen. Zum ewigen Wahrzeichen soll es stehenbleiben und meinen Haß noch den späten Geschlechtern ansagen. Verflucht sei die Hand, die es wagt, meinen Boden umzugraben, verflucht sei der Mund, der von meinen Beeren nascht, verflucht, wer nur eine Latte von meinem Zaune bricht. Und wenn es eine Wiederkehr von jenseits des Grabes gibt, so werde ich sicher kommen, um den Übertreter meines Verbotes zu peinigen."

So schloß das Vermächtnis der Tante Susanne.

Ich weiß nicht, was die Erben für Gesichter dazu gemacht, noch ob sie ihre Legate angetreten haben. Ich weiß nur, daß das Gutbrotsche Geschäft trotz der geerbten Schatulle vollends ganz zu-

grunde gegangen ist, und daß die Glieder der Familie sich dürftig und gedrückt durchs Leben schlagen mußten. Die alte Gutbrot lebte noch viele Jahre, von der Gicht gequält und noch mehr von den Launen der alternden Fanny, die später als Stütze der Hausfrau in eine fremde Familie eintrat.

Der Assessor heiratete eine reiche Fabrikantentochter und wurde bald nach auswärts in eine höhere Stelle berufen.

Was Monumentalbrunnen und gemalte Kirchenscheiben betrifft, so gehören sie noch heutigentags unter die frommen Wünsche der Bürgerschaft. Der Pfarrer starb über seinen Bemühungen weg, und der Stadtschultheiß, der die nötigen Summen noch immer nicht auftreiben konnte, behilft sich nach wie vor ohne den Bürgermeisterstitel.

Das Gärtchen blieb als Wahrzeichen stehen, wie Susanne es verlangt hatte. Der Zaun zerfiel, aber die Berberitzen- und Stachelbeerhecken wucherten immer dichter und bildeten schließlich ein fast undurchdringliches Geflecht. Niemand wagte mehr den Fuß hineinzusetzen, nachdem einmal ein fürwitziger Junge sich dort vor Schreck beinahe den Tod geholt hatte. Er wollte bei Nacht die kleine, von Gestrüpp umwachsene Lattentür umreißen, um zu den Kornelkirschen zu gelangen — da richtete sich im Innern des Gärtchens eine gebückte weibliche Gestalt aus den Rabatten empor und schwebte mit flatterndem Gewande dem Störenfried entgegen,

der von dem Schrecknis eine Krankheit davontrug und lange Zeit brauchte, um ſich zu erholen.

Zwar ſuchten ihn ſpäter aufgeklärte Geiſter zu überzeugen, daß er nur einen vom Winde bewegten Zeuglappen geſehen habe, der von der Seligen noch bei Lebzeiten als Diebs- und Vogelſcheuche dort aufgehängt worden war, aber er ließ es ſich nicht nehmen, die Tante Suſanne ſei ihm in eigener Perſon erſchienen, mit dem Franſentüchlein auf dem Kopf, vom langen Schal umflattert, und habe ihn von ihren „Dürrlitzen“ zurückgeſcheucht. Dieſes Abenteuer hatte zur Folge, daß das Gärtlein unangetaſtet blieb als Tummelplatz für Schmetterlinge und Vögel, wodurch das Vermächtnis der Tante Suſanne buchſtäblich in Erfüllung ging.

Endlich kam der Staat, der nicht viel Federleſens macht, und legte ſeine Eiſenbahn mitten durch das verwunſchene Gärtlein, wobei es dem Erdboden gleichgemacht wurde. Da dem Ingenieur, der die Niederreißung anordnete, kein rächendes Geſpenſt erſchienen iſt, darf man annehmen, daß der Geiſt der Tante Suſanne jetzt verſöhnt ſei und Ruhe habe. Auch ihr Fluch ſcheint endlich von der Bürgerſchaft genommen zu ſein, denn Kleinlichkeit und Klatſchſucht ſind im Rückgang begriffen, ſeitdem das Städtchen durch ſeine Zweigbahn dem großen Schienennetz des Landes angeknüpft iſt.

Werthers Grab

Mitten in dem anmutigen Lindachtal, am linken Ufer der Lindach, liegt das freundliche Pfarrdorf Ilgenau mit ſeinem kleinen, weißgeſtrichenen Kirchlein und der uralten Linde daneben.

Die Eiſenbahn durchſchneidet das Dorf am oberen Ende, wo ſich die große Klaryſche Ziegelfabrik mit ihren ausgedehnten Schuppen und dem rauchenden Ringofen befindet. Doch der Schnellzug kümmert ſich nicht um die mit Backſteinen hochaufgetürmten Lowren, die auf dem Seitengeleiſe angeſchoben ſind, und läßt mir kaum die Zeit, einen Blick auf das nüchterne Stationsgebäude mit ſeinen Signalapparaten zu werfen. Dann lehne ich mich zurück, und im Weiterfahren erſcheint vor meinen inneren Augen ein völlig anderes Bild. — Wo der Bahnhof ſteht, da ſehe ich im Geiſt eine langgeſtreckte Parkmauer mit hochwipfligen Baumreihen, zwiſchen denen tief unten in der Nähe des Fluſſes die Rückſeite eines großen Wohnhauſes mit hohen Schornſteinen und ſteinerner Terraſſe eben noch zu erkennen iſt. Weiterhin tauchen hinter der Mauer grüne Lauben, weiße Götterfiguren und lange Taxusgänge auf, die nach einem kleinen, von Maulbeerbäumen beſchatteten Häuschen im Schwei-

zerſtil mit grünen Läden, hölzernen Altanen und ebenſolcher Außentreppe führen. Ringsum iſt alles grün; an Stelle der rauchenden Schlöte, der Ziegelſchuppen und der naſſen Lehmgruben ſehe ich nur Obſtgärten und Felder mit wehenden Halmen bis hinauf zu den waldgekrönten Höhen des Lerchenbergs und abwärts bis zur Lindach, in deren kriſtallklarem Waſſer ſich die Erlen und Weiden des Ufers ſpiegeln.

Es iſt das Ilgenau, das noch keine Eiſenbahn hatte, das Ilgenau meiner Kindheit.

In jener ſchönen Zeit, wo es noch gar keine Zeit gab und wo man folglich mit den Tagen anfangen konnte was man wollte, war ich häufig zu Beſuch in Ilgenau. Meine früheſten und ſchönſten Erinnerungen knüpfen ſich an dieſen Namen. War's Zufall oder täuſcht mich die Erinnerung? — Ich meine dort nie ein ſchlechtes Wetter erlebt zu haben, wie es mir auch vorkommt, als hätten die Kirſchen dort zeitiger geblüht und ſüßer geſchmeckt als jemals wieder anderwärts.

Ein Freund der Eltern, den wir Kinder „Onkel" nannten, hatte damals das Haus mit den hohen Schornſteinen inne, und er kam oft in ſeinem zweiſpännigen Jagdwägelchen nach der Stadt gefahren, um ſich eins oder das andere von uns als Gaſt nach Ilgenau zu holen.

Er war ein gewaltiger Nimrod, der Onkel Entreß, und zeigte ſich in der Öffentlichkeit nie

anders als von Hunden umbellt, meiſt zu Pferd oder zu Wagen, ſeltener zu Fuß, und dann faſt immer in Jägertracht. Pferde, Hunde und Kinder liebte er mit Leidenſchaft, wie überhaupt alles, was Lärm ins Haus brachte. Nachdem er kurze Zeit beim Militär geweſen, wo er ſich mit ſeinen Vorgeſetzten nicht vertragen konnte, hatte er ſich auf den väterlichen Beſitz in Ilgenau zurückgezogen, den er mit mäßigem Erfolg ſelber bewirtſchaftete. Er war Adliger, aber liberal, und um ſeinen Liberalismus zu betätigen ſowie auch ſeinen ariſtokratiſchen Verwandten zum Tort hatte er ein bürgerliches Fräulein — noch dazu mit kleiner Mitgift — heimgeführt. Doch er, der ſonſt gegen groß und klein voll Freundlichkeit war, behandelte die anmutige, hingebende Frau unwirſch und ungerecht. Ohne allen Anlaß gab er ihr barſche Worte und konnte ſich ſogar ſo weit vergeſſen, daß er ſie vor Gäſten und Dienſtboten herabſetzte.

Tante Thekla hatte ein ſanftes Geſicht mit blauen Augen und ſchwarzen, geſcheitelten Haaren, und ihr ſtilles, überaus liebreiches Weſen hat ſich mir unauslöſchlich eingeprägt. Sie wußte, daß ihr Gatte eine andere geliebt hatte, eine ſtolze Amazone, die zwei Sommer lang in den Wäldern von Ilgenau mit ihm geritten und gejagt hatte, und die er nie vergeſſen konnte, obgleich er von ihr verſchmäht worden war. Thekla ſprach von dieſer anderen, die ſie nur vom Hörenſagen kannte, in

den Ausdrücken der höchsten Verehrung, und gern hätte sie sich ganz nach ihr gemodelt, um ihrem gestrengen Eheherrn zu gefallen; aber wie sie sich auch anstellte, sie machte es ihm niemals recht, denn sie war zu weich geartet für den heftigen Mann.

So konnte er ihr zum Beispiel nie verzeihen, daß es ihm in den Flitterwochen nicht gelungen war, sie reiten zu lehren. Sie hatte sich zwar gehorsam von ihm in den Sattel heben lassen, hatte auch bebend die Zügel in die Hand genommen, aber sobald das Pferd sich nur ein wenig in Trab setzte, war sie aus lauter Angst regelmäßig wieder heruntergeglitten, was den Onkel Entreß aufs tiefste verdroß. Auch zitterte sie immer am ganzen Körper, wenn er einen seiner großen Hunde züchtigte; denn es war einmal vorgekommen, daß der furchtbare Harraß, der Schrecken des ganzen Dorfes, sich bei einer solchen Gelegenheit auf den eigenen Herrn gestürzt und ihm eine tiefe Bißwunde beigebracht hatte. Seither wurde sie jedesmal bleich, wenn das Tier nicht auf der Stelle gehorchte, und Onkel Entreß griff nun aus Ärger in ihrer Gegenwart doppelt gern zur Peitsche, so daß das arme Frauchen aus den Ängsten gar nicht herauskam.

Onkel Entreß hauste mit seinen Hunden und Flinten im Parterre, wo alles wild durcheinander lag. Thekla dagegen besaß eine ganze Reihe eigener, schön eingerichteter Zimmer im oberen Stock, die

aber alle zu trauern ſchienen wie die Seele ihrer Bewohnerin. Darunter war eines, das ganz voll ſtand von Käſten und Schränken, und alle dieſe Käſten und Schränke waren mit Kleidern angefüllt, deren ſie unzählige beſaß.

Einmal, als ſie mir ein beſonderes Vergnügen machen wollte, führte ſie mich in dieſes Zimmer und zeigte mir ſämtliche dort aufgeſpeicherte Kleider. Sie waren ſehr prächtig — oder ſchienen mir wenigſtens ſo —, mit vielen Bandſchleifen und blitzenden Knöpfen verziert, und ein jedes hatte ſeine eigene Geſchichte. Das hellblaue mit den ſchwarzen Samtbändern hatte die Blicke ihres Mannes angezogen, als er ſie zum erſtenmal ſah; das leichte aus roſa Seidenſtoff erinnerte ſie an jenen Ballabend, wo ſie ſich kennen lernten; das weiße hatte ſie zur Trauung getragen, das graue auf der Hochzeitsreiſe und ſo weiter. — Die Kleider waren für ſie lebende Weſen, ihre Vertrauten. Sie ſaß oft vor dem offenen Schrank und führte ſtumme Geſpräche mit ihnen. Auch gab ſie keines jemals her, ſo gern ſie ſonſt ſchenkte, und ihr Mann verſchrie ſie deshalb als einen Geizdrachen, was ihr, obgleich ſie dazu lächelte, heimlich ſehr wehe tat, denn er verkannte damit ihr innerſtes, ganz auf Liebe zu ihm geſtelltes Weſen. Wer ſie um ein altes Kleid anging, dem ſchenkte ſie das Zeug zu einem neuen, und die abgetragenen hängte ſie in einen beſonderen Schrank, wo ſie das Aſylrecht auf

ihre alten Tage genoſſen. Die geflammte Buſenſchleife, die ſie von einem dieſer Kleider mit ſchwerem Herzen abſteckte, um ſie mir zu ſchenken — dieſelbe war, beiläufig geſagt, ſo groß, daß ſie meine halbe damalige Perſon bedeckt hätte —, mußte ich ihr am anderen Morgen zurückgeben, verſteht ſich, gegen angemeſſene Entſchädigung: es ſcheint, daß dieſe Schleife etwas wußte, das all den anderen Kleidungsſtücken entfallen war.

Nachdem ſie jenes Tags den Inhalt ſämtlicher Schränke vor mir ausgebreitet hatte, zog ſie mich zu ſich heran, legte beide Arme um meinen Hals und weinte. Und ich verſtand gefühlsmäßig, daß ſie weinte, weil ſie nicht geliebt und einſam war, und weil ſie an leeren Hüllen und an den Kindern fremder Leute ihr hungerndes Herz ſättigen mußte.

Während ſie noch weinte, kam ſporenklirrend der Onkel herein. Sie erſchrak und trocknete raſch die Tränen. Aber die Schränke zu ſchließen, war es zu ſpät.

„Immer Fetzen und Fahnen!“ ſagte der ungeduldige Mann ſtampfend und ging ſchnell wieder hinaus.

So war das Entreßſche Ehepaar, bei dem alle Kinder aus befreundeten Häuſern ihre zweite Heimat hatten. Wir konnten dort tun und treiben, was wir wollten, und hatten das Recht, in Haus und Hof das unterſte zu oberſt zu kehren. Tante Thekla war nicht älter als unſereins: ſie kroch mit

uns unter die Tiſche und verſteckte ſich, wenn es ſein mußte, im Hühnerſtall. Der Onkel dagegen, der ihr den Vorrang in unſerer Liebe nicht laſſen wollte, gab uns Anleitung in der Landwirtſchaft, das heißt, er ließ uns auf dem hochbeladenen Heuwagen fahren, ſetzte uns auf die pflügenden Ochſen oder ließ uns durch die Garbenluke wohl zwanzig Schuh tief in die mit Heu und Korn gefüllte Scheune hinabſpringen, wo man in den Garben verſank und ſich unter Jubel und Gelächter, die Haare und Kleider voll Heu, wieder herauswand.

Nebenan in dem Schweizerhäuschen wohnten die drei alten Fräulein von Pleſſen, nach denen das Haus ſeiner Kleinheit halber im Scherz die Pleſſenburg genannt wurde. Zu meiner Zeit waren es nur noch zwei; die dritte, Franziska, lebte in der Erinnerung der anderen noch mit als die „Schweſter Franz“, und ich hörte ſie ſo oft nennen, daß ich mir einbilden könnte, ſie auch gekannt zu haben, wenn die Daten dem nicht widerſprächen.

Fräulein Luiſe von Pleſſen, die älteſte von den Dreien, war Theklas nächſte Freundin, eine damals ſchon hochbetagte Dame, deren Geburt noch ins achtzehnte Jahrhundert fiel. Sie ging immer weiß gekleidet, in einem weiten, verzierten Oberkleid, das ſich vorn über einem reich mit Falbeln beſetzten Unterkleid öffnete; auf dem Kopfe trug ſie einen großen Florentiner Strohhut mit weißem Band und ſchwarzſeidene, filetgeſtrickte Halbhandſchuhe

an den ſchöngepflegten Händen. Obgleich das Alter der Schäferſpiele weit hinter ihr lag, war ſie doch mit ihrem Schäferhut nicht lächerlich: eine ſanfte Würde, eine Jugend der Seele ſtimmte zu dieſem Anzug. Ihre Haare waren noch völlig ſchwarz, und ſie hatte weder Runzeln noch Furchen, nur daß die Haut ein wenig loſe geworden war, aber ihre zarte Färbung war ihr geblieben, wie ein welkes Roſenblatt noch immer ein Roſenblatt iſt.

In der ganzen Gegend nannte man ſie nur „das Fräulein“. Sie war der gute Geiſt von Ilgenau, denn ſie ſtrickte und nähte für die Armen, ſchickte den Kranken Wein, ſchlichtete Familienzwiſtigkeiten und dokterte auch ein wenig bei den Bauersfrauen. Aber wer ihrer bedurfte, der mußte zu ihr kommen, denn ſie verließ die „Pleſſenburg“ nie. Dieſe Gewohnheit wurde mit der Zeit ſo mächtig, daß es Gewalt gebraucht haben würde, um die alte Dame nur bis ans andere Ende der Dorfſtraße zu bringen.

Ihr Geburtstag war immer ein Feſt für den ganzen Ort. Die Schulmädchen ſangen vor ihrer Tür und überreichten Sträuße, die anſäſſigen beſſeren Familien machten Glückwunſchbeſuche, alte Freunde aus der Stadt fanden ſich ein, und gelegentlich hielt auch ein Hofwagen aus der Reſidenz vor dem Garten, deren rotberockte Lakaien das Entzücken der Dorfjugend waren.

Das Fräulein war nämlich in jüngeren Jahren Vorleſerin und Vertraute der Königinmutter ge-

weſen und unterhielt noch lange Zeit Beziehungen zum Hofe. Sie war viel mit ihrer Gebieterin gereiſt, liebte wie dieſe die Kunſt und Poeſie und ſprach geläufig fremde Sprachen. Von ihr hatte ſie die unerſchütterliche lächelnde Hoheit, die ihr das Anſehen gab, als ob ſie ſelbſt dem Lande einen König geſchenkt hätte.

Bemerkenswerter für uns Kinder war übrigens ihre Schweſter Sophie, eine Idiotin, die den ganzen Tag in der Bettjacke ſchimpfend am Fenſter oder am Zaun ihres Vorgärtchens lag, um die Schwelle des Entreßſchen Hauſes zu bewachen. Sie hatte gar keinen Hinterkopf, ſondern nur ein Geſicht, das deshalb wie eine Maske ausſah; um den Mangel zu verdecken, trug ſie meiſt eine weiße kattunene Schlafhaube. Sprechen konnte ſie nicht, ſie lallte bloß, verfügte aber gleichwohl über eine große Auswahl der allergemeinſten Schimpfworte, von denen man nicht begriff, wo ſie ſie bei ihrer Abgeſchloſſenheit aufgeleſen haben konnte. Onkel Entreß pflegte deshalb zu ſagen, daß die Kenntnis der Schimpfwörter dem menſchlichen Gehirne eingeboren ſei.

Sie war ſehr verliebter und eiferſüchtiger Natur und übte im Orte eine Art Sittenpolizei aus; denn wenn ein Mädchen ſich etwas hatte zuſchulden kommen laſſen, ſo war ſie unter den erſten, die davon wußten. Der Kläffer Pikkolo durfte nur den Kopf nach des Onkels ſchöner Diana drehen, ſo

warf ſie mit Steinen nach ihm, und ſie trug immer einen Stecken mit ſich, um den Haushahn aus dem Bereich ſeiner Hennen fernzuhalten. Ging aber gar ein Liebespärchen an ihrem Zaun vorüber, ſo rief ſie ihnen greuliche Schimpfworte nach, die zum Glück von den Betroffenen ihrer lallenden Sprache wegen meiſt nicht verſtanden wurden. — Wenn ſie es zu arg trieb, ſo rief man den Onkel Entreß, der der Gegenſtand ihrer Verehrung war, damit er ſie beruhige. Sobald dieſer an den Zaun trat und ſagte: „Guten Tag, Fräulein Sophie, wie geht es Ihnen?“ gab ſie ſich zufrieden und ging für den Reſt des Tages mit ſtrahlendem Geſicht umher, indem ſie immer von Zeit zu Zeit zu ſich ſelber ſagte: „Guten Abend, Fräulein Sophie, wie geht es Ihnen?“

An die Schweſter Franz, die lange in Italien gelebt hatte, erinnerten auf der Pleſſenburg noch ein herrlicher Kupferſtich, eine Raffaelſche Madonna darſtellend, ſowie ein Bildnis Dantes. Es hieß von ihr, ſie ſei eine überzeugte Spiritiſtin und Tiſchrückerin geweſen und habe mit den Jahren auch die viel begabtere und gebildetere Luiſe in ihren Bannkreis gezogen.

Tante Thekla konnte uns keine höhere Ehre erweiſen, als indem ſie uns auf die Pleſſenburg mitnahm, und es lag in der Luft, daß man ſich dort äußerſt geſetzt und beſcheiden betrug. Das hoheitsvolle Weſen des alten Fräuleins machte mir einen

ſo tiefen Eindruck, daß ich in ihrer Nähe kaum zu atmen wagte. Auch die Großen ſchienen zu ihr emporzublicken, denn ſie galt allgemein für eine Dame von ganz außergewöhnlicher Bildung, und der myſtiſche Anflug erhöhte nur die Anziehung, die von ihrer Perſon ausging. Sie ſprach gerne allein mit ſich ſelber, und wenn ſie im Garten wandelte, lag immer ein abweſendes Lächeln auf ihren Lippen. Auch ſah man ſie nicht ſelten ſtillſtehen und den Kopf wenden, als ob ſie die Antwort einer unſichtbar gegenwärtigen Perſon vernehme. Man wußte, daß ſie griechiſche Philoſophen las, von denen ſie ſeltſame Glaubensſätze ſich zu eigen gemacht haben ſollte. So hieß es, daß ſie im Windhauch die Geiſter der Abgeſchiedenen erkenne und in den Sonnenſtäubchen die Seelen der Ungeborenen, die das All füllen. Dieſer Phantaſien gedachte man im Freundeskreis mit einem leiſen, ehrerbietigen Kopfſchütteln, denn das Fräulein machte keine Proſelyten und äußerte ſich auch gegen ihre Vertrauteſten nur ſelten und andeutungsweiſe über ihren Verkehr mit der anderen Welt. Für die kindliche Neugier hatte das alles einen großen Reiz, und eine Zeitlang war es unſere Lieblingsunterhaltung, uns heimlich an das verdunkelte Fenſter zu ſtellen, um in einem Sonnenſtrahl, der durch den Spalt des Außenladens hereinfiel, das künftige Geſchlecht ſich tummeln zu ſehen.

Das Entreßſche Gut und die „Pleſſenburg“ nebſt den umgebenden Gärten hatten urſprünglich einen zuſammenhängenden Beſitz, das Erbgut derer von Pleſſen, gebildet, das mit ſeinem prachtvollen, im Geſchmack des achtzehnten Jahrhunderts angelegten Park das Wunder der Gegend geweſen war. In dem großen Haus mit der ſteinernen Terraſſe und den hohen Schlöten waren ſämtliche drei Fräulein von Pleſſen geboren. Sie verkauften es zuſamt dem größten Teil der Anlage an den Vater des Herrn von Entreß, um die Schulden eines leichtſinnigen Bruders zu decken, der ſpäter nach Amerika ging und dort verſcholl. Nur einen ſchmalen, aber langen Parkſtreifen mit dem ſogenannten „Sommerhäuschen“ hatten ſie für ſich behalten und das Häuschen für ihre beſcheidenen Bedürfniſſe zum Wohnen umgebaut. Von der Zuſammengehörigkeit der beiden Häuſer blieb immer etwas erhalten, indem die Scheidemauer nur ſehr niedrig gezogen wurde und ein feſtes geiſtiges Band die Beſitzer verknüpfte. Luiſe von Pleſſen und die alte Frau von Entreß, die gleichfalls eine hochgebildete Dame geweſen ſein muß, hielten eng zuſammen und lebten in einer gemeinſamen idealen Welt. Der alte Entreß dagegen war ein praktiſcher Landwirt, und unter ſeinen Händen verlor das Gut allmählich ganz den urſprünglichen Charakter. An Stelle der Laubgänge und herrlichen Blumenbeete traten lange

Reihen von Birnen- und Pflaumenbäumen, die künſtlichen Ruinen verſchwanden, der durch unterirdiſche Röhren geſpeiſte Weiher wurde zur Viehtränke hergerichtet, und in unſeren Tagen waren auch die Borkenhütte und der chineſiſche Tempel, die die allgemeine Umwälzung noch eine Zeitlang überdauert hatten, nur noch in der Erinnerung vorhanden.

Drüben auf der Pleſſenſchen Seite aber, durch die Grenzmauer und eine daranſchließende Hecke den Blicken entzogen, lebte und webte noch die alte Zeit. Sie war auf den engſten Raum zuſammengedrängt, aber ſie war noch lebendig und wirkſam. Ein zauberhafter Friede lag über dieſen duftenden Blumenterraſſen, dieſen altmodiſchen Taxuswänden, dieſen efeuumſponnenen Mauerniſchen, in deren einer noch eine gipſene Ceres ohne Arme thronte. Selbſt die Blumen rochen nach Vergangenheit, nicht nach einer toten, welken Vergangenheit, ſondern nach einer von der Erinnerung verklärten, die ſchöner iſt als die Gegenwart. Für uns Kinder hatte dieſe fremde Welt eine übermächtige Anziehung; wir ſtiegen oft auf die niedrige Grenzmauer, um hinüberzublicken, und wir meinten, auch der Sonnenſchein, der drüben auf den Beeten ſpielte, das Summen der Mücken und das Schwärmen der Bienen gehörten einem anderen Jahrhundert an.

Deutlich erinnere ich mich noch an ein glänzendgrünes, ſonnbeſchienenes Raſenrund mit einer

großen Vaſe in der Mitte. Von dort führten Taxusalleen ſternförmig nach allen vier Seiten des Gartens; länglichrunde, von niedrigem Buchs umſäumte Blumenbeete lagen dazwiſchen. — Bei dieſen ſah man häufig das Fräulein ſelbſt mit Gießkanne und Gartenſchere hantieren, wobei ſie ſtarke lederne Handſchuhe trug, um die zarte Weiße ihrer Hände zu ſchonen. — Durch den Mittelgang gelangte man an das obere Ende der Parkmauer, wo unbeſchnittene Roſen- und Weißdornhecken ein faſt undurchdringliches Dickicht bildeten. In der Ecke ſtand eine herrliche Gruppe von Trauerweiden, und unter den Weiden barg ſich das Geheimnis der Pleſſenburg.

Das Geheimnis der Pleſſenburg aber war nichts anderes als ein Grab.

Ich hatte es niemals mit Augen geſehen, aber ich wußte, daß es da war.

Ein Grab! Das bloße Wort regte meine tiefſte Neugier auf. Darin lag ein Ding, das einſt ein Menſch geweſen, und von dem jetzt nichts mehr übrig war als die Erinnerung. Ein Menſch, der umherging und aß und trank und ſprach und lachte wie wir. Wie er ausgeſehen haben mochte, dieſer Menſch, der da drüben an der Parkmauer ſchlief und über deſſen Haupt die Bienen ſummten? Ich mußte immer an ſeine Nähe denken, und das Grab war vor allem Urſache, daß ich ſo gerne auf das Mäuerchen ſtieg.

Gräber, das wußte ich, befanden ſich ſonſt nur auf Kirchhöfen, und ich ſuchte vergebens zu erraten, auf welche Weiſe ſein Grab in dieſes ſtille Luſtgärtchen kam. Gelegentlich hatte ich auch ſagen hören, es ſei „Werthers Grab“, aber dadurch war ich um nichts klüger geworden, denn ich wußte ja nicht, wer dieſer Werther war.

Auf die Fragen, die mich bewegten, gab mein viel älterer Spielkamerad Ludolf, ein Schweſterſohn des Onkels Entreß, Auskunft.

Dieſer Knabe war erſchreckend klug, und der Onkel Entreß nannte ihn nur den „Doktor Allwiſſend“. Von jedem Berg konnte er augenblicklich die Höhe, von jeder Stadt die genaue Einwohnerzahl angeben. Sobald ein Stichwort fiel, zog er ein Schubfach ſeines Gehirns auf und brachte einige auf den Gegenſtand bezügliche Daten oder Zahlen hervor.

Als ich ihm meine Zweifel wegen des Grabes anvertraute, ſagte er:

„Der Werther war ein Selbſtmörder, und Selbſtmörder begräbt man nicht in geweihtem Grund.“

„Was iſt das, ein Selbſtmörder?“ fragte ich ſchaudernd.

„Ein Selbſtmörder iſt einer, der ſich ſelbſt das Leben nimmt. So einer, wie der Vetter Jasmund.“

Alsbald ſtand die unheimliche Geſtalt eines Verwandten der Entreßſchen Familie vor mir, bei

deſſen Ankunft ich mich jedesmal verſteckte, denn er trug ein ſchwarzes Lederläppchen auf der Stirn, und unter dieſem Läppchen, hieß es, ſei die Stelle, wo er ſich ſelbſt eine Kugel hineingeſchoſſen habe.

Als Ludolf den tiefen Eindruck ſeiner Mitteilung ſah, erzählte er mir alles, was er von Werther wußte. Unter anderem ſagte er, Werther habe einen blauen Frack mit gelber Weſte angehabt, als er ſich erſchoß. Warum dieſe Nebenſache mein Entſetzen noch vermehrte, weiß ich nicht, aber es war ſo. Der unglückliche Werther war fortan der Alp meiner Kinderträume: immer ſah ich ihn im blauen Frack mit gelber Weſte durch einen langen Gang auf mich herankommen, er hatte das bleiche, todestraurige Geſicht des Herrn von Jasmund, und über der durchſchoſſenen Stirn trug er ein ſchwarzes Lederläppchen. Aber der Reiz war ſtärker als das Grauen, und es zog mich jetzt noch mehr als ſonſt nach der geheimnisvollen Stelle.

Gerne hätte ich von Ludolf erfahren, weshalb der Werther die Tat getan, aber mit dieſer Frage kam ich an den Unrechten, denn Ludolfs Hirn befaßte ſich nur mit Tatſachen; um die inneren Vorgänge kümmerte er ſich nicht.

„Ich glaube, aus Liebe," ſagte er ſchließlich wegwerfend, als ich mit Fragen nicht nachließ.

Dagegen beſchrieb er mir eingehend das Grab mit ſeiner Umgebung, das er einmal genau beſichtigt hatte, als er ſich zufällig ganz allein im

Pleſſenſchen Garten befand. Nach ſeiner Schilderung war es ein viereckiges Raſenſtück, von den mächtigen alten Trauerweiden ganz überdeckt und mit den ſchönſten Blumen bepflanzt. Darauf erhob ſich über niedrigem Sockel ein gebrochener Säulenſchaft, mit marmornem Lorbeerkranz umwunden. Derſelbe trug keinen Namen, nur eine lange Inſchrift, die mir Ludolf auswendig herſagen konnte. Denn er hatte ein ſtaunenswertes Gedächtnis, das alles einmal Gehörte oder Geleſene wörtlich feſthielt, und wenn er am Leben geblieben wäre, ſo hätte er ein ſtatiſtiſches Genie werden müſſen. Er ſtarb aber noch, bevor er die Univerſität bezog, die Ärzte ſagten, an Anämie; ich habe mich jedoch nie der Vermutung entſchlagen können, daß er an einer Überfüllung des Gehirns mit Tatſachen geſtorben ſei. — Der Spruch, den er mir mit geſchloſſenen Augen mechaniſch herleierte, hieß: „Morgen wird der Wanderer kommen, kommen, der mich ſah in meiner Schöne; ringsum wird ſein Auge mich ſuchen und wird mich nicht finden.“

Auf der anderen Seite ſtand ein griechiſches Wort, das nach Ludolfs Erklärung ſo viel bedeutete wie: „Lebe wohl!“ oder „Sei gegrüßt!“

Da meine Neugier bei Ludolf keine weitere Nahrung fand, forſchte ich Thekla nach dem Geheimnis der Pleſſenburg aus.

Aber ſie konnte mir wenig Auskunft geben, denn der Trieb, die Dinge zu ergründen, lag nicht

in ihrer Natur. Sie wußte nur, daß das Grab schon zur Zeit ihrer Schwiegermutter dagewesen war, daß aber nie von demselben geredet wurde. Jedenfalls sei es das Grab einer dem Fräulein nahestehenden Person, sagte sie, denn diese sowohl wie die „Schwester Franz“ — so wurde die Verstorbene auch von den Freunden genannt, in Anerkennung, daß Luise die Hauptperson war — hätten es stets mit eigenen Händen gepflegt und viele Stunden des Tags in stiller Sammlung dort zugebracht. Auch würde niemals eine fremde Person dorthin geführt, und man habe mit Absicht Bäume und Gebüsche auf dieser Seite des Gartens verwildern lassen, um das Grab den Blicken der Besucher zu entziehen. — Thekla selber hatte es nie gesehen. Sie nahm an, daß eine besonders schmerzhafte Erinnerung damit verknüpft sei, irgendein tragisches Familiengeheimnis, das vielleicht außer ihrer verstorbenen Schwiegermutter keinen fremden Mitwisser gehabt habe. Denn diese sei oft in früheren Jahren mit den beiden Freundinnen an dem stillen Ruheplatz gesessen und habe zuweilen auch Kränze dorthin getragen, ohne je den Namen des Toten zu nennen, dessen Andenken sie damit ehrte.

„Warum fragst du nicht das Fräulein selber?“ sagte ich.

Aber Thekla antwortete, daß dies sehr unpassend wäre und daß sie auch gar nicht neugierig sei. Einmal, noch zu Lebzeiten der Schwester Franz,

habe ein vorlauter Beſucher, nachdem er heimlich bis zu dem Grabmal vorgedrungen ſei, dieſe Frage geſtellt, aber das Fräulein habe den Unbeſcheidenen mit einem Blicke angeſehen, daß ihm das Weiterfragen vergangen ſei. Und die Schweſter Franz ſei gleichfalls über die Unſchicklichkeit ſichtlich beſtürzt geweſen. Seit der Zeit würde ſich niemand mehr eine ſolche Freiheit herausnehmen.

Jetzt konnte ich mein Licht nicht länger unter den Scheffel ſtellen. Ich rückte ganz nahe zu ihr heran und flüſterte in ihr Ohr:

„Weißt du denn nicht? In dem Grab liegt ein Selbſtmörder, wie der Vetter Jasmund.“

Tante Thekla fragte, wie ich zu dem Einfall komme, und nun erzählte ich ihr, was ich von Ludolf wußte: daß der Verſtorbene Werther geheißen, einen blauen Frack mit gelber Weſte getragen und ſich aus Liebe erſchoſſen habe. Aber Thekla lächelte und ſchenkte dieſen Mitteilungen keine Beachtung.

Ich konnte nicht wie Thekla von mir rühmen, daß ich nicht neugierig ſei, vielmehr brannte ich vor Verlangen, das Grab zu ſehen. Ich gab mir alle Mühe, Ludolf zu einer gemeinſamen Forſchungsreiſe in den Nachbargarten zu bewegen. Aber Ludolf wollte ſich nicht dazu verſtehen, denn nachdem er einmal die Ortsbeſchaffenheit beſichtigt und alle auf das Grab bezüglichen Tatſachen in ſeinem Gehirn verzeichnet hatte, war für ihn die Sache abgetan. Und um nichts auf der Welt

hätte ich mich auf eigene Hand an die Stelle gewagt, die mich dämoniſch anzog. Wir kamen endlich überein, daß ich allein die Mauer überſteigen und den Gang nach Werthers Grab antreten ſollte, während Ludolf oben ſitzend als Schildwache zurückbleiben und mir durch ſeine Nähe eine moraliſche Unterſtützung gewähren wollte. Aber kaum hatte mein zagender Fuß die Mittelallee betreten, die nach der oberen Parkmauer führte, als der Verräter Ludolf mit dem Schrei: „Hu, der Werther kommt!“ hinuntertauchte und verſchwand.

Ich machte rechtsum und rannte, ſo ſchnell ich konnte, dem Wohnhaus zu, während in meinem Rücken ein lautes Gekläff erſcholl und etwas Scharfes mir plötzlich hinterrücks in die Kniekehle fuhr. Ich meinte, der Werther habe mich gefaßt, und fiel laut ſchreiend in zwei Arme, die ſich mir entgegenſtreckten.

Es war meine Freundin Julie, die Nähterin des Dorfes, die, mit einem Zeuglappen in der Hand und die Bruſt mit Nadeln beſpickt, mir die Treppe herunter zu Hilfe flog. Ich ſchluchzte meine Angſt in ihren getreuen Armen aus. Schon hatte ſich das ganze Haus um mich verſammelt, das Fräulein kam in eigener majeſtätiſcher Perſon heran, die Dienerin brachte ein Becken mit Waſſer, und der Miſſetäter Pikkolo duckte ſich ſcheu daneben ins Geſträuch. Das gebiſſene Knie wurde unterſucht, und das Fräulein ließ es ſich nicht nehmen, die

Wunde ſelber auszuwaſchen und mit ſchneeweißem Leinenzeug zu verbinden, wobei ich die Berührung ihrer linden, weißen, noch völlig glatten Hände äußerſt wohltuend empfand. Dann wurde ich mit ausgeſtrecktem Bein auf der grünen Bank unter den Maulbeerbäumen gebettet, und als Thekla auf die Nachricht von dem Unfall herüberflog, hatte ich Schmerz und Schreck ſowie den Zweck meiner Unternehmung, nach dem mich zum Glück niemand fragte, in Juliens Geſellſchaft vergeſſen.

Julie war die Tochter des Sägemüllers, deſſen Anweſen drüben am rechten Lindachufer unter der ſchönen Erlengruppe ſtand. Ein Herzleiden machte ſie gebrechlich, weshalb ich ſie für ziemlich betagt hielt, obgleich ſie nicht viel über zwanzig zählte. Sie trug ſich auch ſo dunkel und unſcheinbar wie eine Alte, und ihre ſchweren braunen Zöpfe, die ihre einzige Schönheit waren, verſteckte ſie in einem ſchwarzen, filetgeſtrickten Seidennetz, unter dem ihre Stirn unförmlich hoch erſchien. Aber in ihrer verkümmerten Geſtalt barg ſich ein Feuergeiſt. Ihre großen Augen hatten oft einen brennenden Glanz, der mehr als von der Krankheit von dem hohen Schwung ihrer Seele herrührte, denn ſie ſchwebte immer in Erdferne und machte dabei rührend ſchlechte Kleider, alle nach dem gleichen Schnitt für alt und jung. Wie auch die Mode wechſelte, es war unmöglich, ſie zu einer Änderung in ihrem Schnittmuſter zu bewegen. Wenn man

ihr ein neueres Modell vorlegte, um es zu kopieren, ſo betrachtete ſie es gelaſſen von allen Seiten und gab es dann zurück, indem ſie mit freundlicher Entſchiedenheit ſagte: „Das hat keinen höheren Wert.“

Julie war die Vertraute aller Seelenſchmerzen im ganzen Ort, denen ſie reichlichen Tränenzoll weihte, und wenn irgendwo ein Sterbefall eingetreten war, ſo erſchien ſie auch ungerufen im Hauſe, nähte und weinte. Dabei war ſie ebenſo tapfer wie gefühlvoll, und jedes Unrecht hatte an ihr eine offene, unverſöhnliche Widerſacherin.

Für mich gab es keine größere Freude, als wenn ich Julie auf der Sägemühle beſuchen durfte. Ich ſaß dann bei ihr in dem kleinen Stübchen über dem Fluß, wo der Boden ſchütterte und die alten Erlen zum Fenſter hereinſahen, und ſie erzählte mir, während ſie nähte, ſchaurige Sagen. Wenn ſie aber feierlich geſtimmt war, dann ließ ſie die Arbeit liegen und deklamierte mit ſchrecklich falſchem Pathos, das jedoch von mir höchlich bewundert wurde, „Hektors Abſchied“. Sie hatte immer irgendeinen Band Poeſie, der dem Fräulein gehörte, auf ihrem Nähtiſch liegen und ſchwärmte für die Griechen, mit deren großen Namen und Taten ſie gerne das Geſpräch würzte; und wenn dabei auch kleine Verwechſlungen mit unterliefen, ſo ſchadete das nichts, denn ich war noch nicht imſtande, ſie nachzuprüfen. Julie liebte alles Heroiſche,

und es war ein öffentliches Geheimnis, daß Onkel Entreß, in dem ſie das Urbild heldenhafter Männlichkeit ſah, der Gegenſtand ihrer verſchwiegenen Neigung war. Wir Kinder neckten ſie auch bisweilen, indem wir ihr Liebesbriefe ſchrieben, als ob ſie vom Onkel kämen. Sie war natürlich über deren Herkunft keinen Augenblick im Zweifel, denn ſchon die Krakelfüße verrieten ihre Urheber; dennoch machten ihr die Briefe das größte Vergnügen, weil ſie ihrer Einbildungskraft ſchmeichelten. Ja, es wurde mir ſogar ſpäter erzählt, daß ſie ſich in ihrer letzten Krankheit unſere Briefe habe unter das Kopfkiſſen legen laſſen, um ſich durch das unſchuldige Spiel über ihr kurzes, freudeloſes Leben zu tröſten, und daß ſie, mit dem Haupt auf dieſen Blättern ruhend, entſchlummert ſei.

Julie lebte in innigſter Freundſchaft ſowohl mit dem Fräulein wie mit Tante Thekla, denn Standesvorurteile gab es in Ilgenau nicht, und auch der Abſtand der Jahre ſpielte keine Rolle. Nur daß das Fräulein die jüngeren Freundinnen duzte, was von dieſen nicht erwidert wurde. Der reinſte Idealismus verband dieſe drei Naturen, an die ſich alle zartbeſaiteten oder hochſtrebenden Seelen im Ort anſchloſſen. Luiſe von Pleſſen hatte ſchon ſeit einer Reihe von Generationen der Weiblichkeit von Ilgenau ihren Stempel aufgedrückt.

An gewiſſen Nachmittagen kamen dieſe Frauen mit dem Strickbeutel zuſammen, redeten von den

letzten Unglücks- und Sterbefällen in ihrer Bekanntschaft und weinten dazu, indem eine jede an ihre eigenen Schmerzen, geträumte oder wirkliche, dachte. Das geschah so recht mit Lust, und wenn sie sich ausgeweint hatten, schenkten sie Kaffee ein, aßen Kuchen und waren wieder guter Dinge. Dieses Tränenkonventikel war zwar den Männern ein Greuel, und Onkel Entreß nannte es ungalant das „Heulkränzchen", aber für die Frauen hatte es großen Wert, denn sie reinigten und entluden sich dabei auf Wochen hinaus von aller Trübsal und Bitternis, daß sie die Zwischenzeit in heiterer Rüstigkeit zubringen konnten.

Eine höhere Weihe schwebte über diesen Zusammenkünften, wenn sie auf der Plessenburg stattfanden. Ein solcher Nachmittag, dem auch ich beiwohnen durfte, steht mir noch ganz lebendig vor der Seele. Es war dazu, außer den anderen Gästen, auch die Oberin eines adligen Frauenstiftes aus der Nachbarschaft herübergekommen, und diese neue Gestalt erregte mein tiefstes Interesse; denn sie war, obwohl nicht mehr jung, von ungewöhnlicher, vornehmer Schönheit und trug einen der stolzesten Namen des Landes. Ich konnte die edlen Züge im Rahmen der schwarzen Haare und die zarte Weiße der Haut nicht genug anstaunen, und obwohl ich sie nur dieses eine Mal gesehen habe, ist ihre Erscheinung mir unvergeßlich geblieben. Julie machte mir später Andeutungen, als ob jener

bleiche Herr von Jasmund in ihrem Leben eine Rolle gespielt habe: doch das lasse ich dahingestellt, denn Juliens Phantasie sah überall Liebesromane.

Das Fräulein behandelte den edlen Gast mit einer Auszeichnung, die nicht dem hohen Stand und der Stellung gelten konnte. Sie drückte ihr wiederholt über den Tisch die Hand und sagte dabei ein Wort, das mir unbekannt war und mich durch seinen fremdartigen Klang und die Betonung, womit es gesprochen wurde, noch lange verfolgte.

Dieses Wort, an dessen Bedeutung auch der Doktor Allwissend zuschanden wurde, hieß „Missolunghi".

Das Fräulein hatte ein von ihrer Hand geschriebenes Buch auf dem Tische liegen, das auf der gepreßten Lederdecke mit fingerlangen Goldbuchstaben die Aufschrift „Poesie" trug. Aus diesem las sie mit leuchtenden Augen ein Gedicht, worin unter vielen großartig fremden Namen ein einziger meinen Ohren geläufiger, der Familienname des anwesenden Stiftsfräuleins, vorkam. Von dem Gedicht, das mich sehr entzückte, habe ich nur die eine Strophe behalten:

„O Missolunghi, deine Gräber glänzen —"

Im übrigen blieb mir der Sinn der Verse ziemlich dunkel, denn er schwebte und schwankte in den unbestimmten Linien einer heroischen Schwärmerei. Um so stärker wirkte die feierliche Sprache, und es war, als müßte jetzt gleich etwas ganz Außer-

ordentliches geſchehen. Julie ſaß mit weit offenen, glänzenden Augen, als ſtarrte ſie einer glorreichen Viſion entgegen, und Thekla legte beide Arme um das Fräulein, wie aus Furcht, daß ſie ihr durch die Lüfte davongetragen werden könnte.

Sie hatte wohl Grund, die hilfloſe kleine Frau, ſich ſo eng an ihre Beſchützerin zu klammern, denn das Fräulein war ihr einziger Halt. Sie allein durfte es wagen, den Onkel Entreß bisweilen abzukanzeln und das verſchüchterte Frauchen gegen ſeine Rückſichtsloſigkeiten in Schutz zu nehmen. Sie hatte ihn ſchon als kleinen Jungen gekannt, und das eingewurzelte Ehrfurchtsverhältnis machte ihn gegen das alte Fräulein zahm. Außerdem war Luiſe von Pleſſen die Großtante jener kühnen Amazone, der Onkel Entreß ſein Herz nachgeworfen hatte. Im Empfangszimmer der Pleſſenburg hing ein hübſches Paſtellbild der Baroneß Clémence, nach dem er lange Zeit das heftigſte Verlangen trug. Doch das Fräulein verweigerte ihm das Geſchenk, weil ſie ſich über des Mannes hartnäckige und abſichtliche Selbſtverblendung ärgerte, und ſie ſagte oft, daß es nur der Reiz des unerlangten Wunſches ſei; denn wenn Herr von Entreß ihre Nichte bekommen hätte, ſo würde er ſie um nichts beſſer behandeln als die arme Thekla. Aber dieſe ſelber ſetzte es durch, daß ſie das Bild durch einen zeitweilig im Ort anweſenden Maler kopieren laſſen durfte, zur Überraſchung für ihren Gatten; eine Güte, die

ihr freilich ſchlecht bekommen ſollte, denn der eigenſinnige Mann verbohrte ſich über dem täglichen Anblick noch mehr in ſeinen Wahn. Nie konnte er das Bild betrachten, ohne ſeine Frau durch einen verletzenden Vergleich zu kränken. „Das war eine andere als du,“ pflegte er jeden Augenblick zu ſagen oder: „Glücklich der Mann, dem ein ſolches Weib zuteil wird.“ Das alles ertrug ſie mit freundlicher Miene, indem ſie ſogar ſelber an dem Kultus für die Amazone teilnahm; und die Kopie, die über ihres Mannes Schreibtiſch hing, ſtäubte ſie jeden Tag mit eigenen Händen ab.

Sie war auch die einzige, die ihm geduldig zuhörte, wenn er von der Baroneß Clémence zu reden anhub, und ſie wußte nachgerade jedes Wort auswendig, das die beiden miteinander geſprochen hatten. Nichtsdeſtoweniger ließ ſie ſich die Geſchichte ihrer Bekanntſchaft immer aufs neue erzählen, denn dies war das einzige Mittel, ihn ab und zu in ihrer Nähe feſtzuhalten. Seine Schwärmerei für die Baroneß Clémence verhinderte ihn aber nicht, ein ſehr ſcharfes Auge für die aufblühenden Dorfſchönheiten zu haben, und Thekla wußte wohl, daß er ihr nicht treu war; aber ſie trug auch das mit Engelsgeduld, ohne ihr goldenes Gemüt durch Eiferſucht vergiften zu laſſen. Wer hingegen über des Onkels Liebſchaften fuchsteufelswild wurde, das war die Idiotin, die ſtets auf dem laufenden war, und wenn ein ſolches Mädchen ſich

nur von weitem dem Entreßſchen Hauſe näherte, ſo erhob ſie von ihrem Poſten hinter dem Zaun ein wütendes Geſchrei.

Von all dieſen Dingen waren wir Kinder aufs genaueſte unterrichtet, ohne daß ich ſagen könnte, wer ſie uns erzählte. Sie lagen in Ilgenau gleichſam in der Luft, denn niemand hatte dort vor ſeinen Nachbarn Geheimniſſe, und außerdem wurde zwiſchen Kindern und Erwachſenen wenig Unterſchied gemacht: wie die Großen ſich willig zu Spielkameraden der Kleinen hergaben, ſo nahmen ſie auch keinen Anſtand, uns durch die Geſpräche, die ſie vor unſeren Ohren führten, in ihre Welt hereinblicken zu laſſen. Nur dem Geheimnis, das Werthers Grab umſchwebte, war ich noch um keinen Schritt näher gekommen, ja ich hatte das Grab, das meine Einbildungskraft ſo ſtark beſchäftigte, noch immer nicht mit Augen geſehen.

Da berief mich eines Abends Julie, die gerade im Entreßſchen Haus nähte, geheimnisvoll in den Garten und bat mich, ihr beim Schneiden von Laub und beim Winden von Kränzen behilflich zu ſein; es müſſe heimlich geſchehen, und niemand als wir beide dürfe darum wiſſen. Natürlich war ich gleich mit ganzer Seele bei der Sache. Wir füllten einen großen Waſchkorb mit Eichenlaub, Immergrün, Stechpalmen und anderem Grünzeug, dann ſetzten wir uns im hinterſten Winkel des Gartens und flochten die Kränze, wobei ich ihr die Zweige reichte

und ſie dieſelben kunſtvoll um den Reif aus Weidengerten befeſtigte. Zuletzt wanden wir noch einen kleineren Kranz aus lauter dunkelroten Roſen, der wunderbar duftete. Aber wie ſehr ich in ſie drang, Julie wollte mir nicht ſagen, für wen die Kränze beſtimmt ſeien. Sie verhieß nur, daß ich ihr in aller Frühe behilflich ſein dürfe, ſie an Ort und Stelle zu bringen, und daß ſie mich zu dieſem Zweck zeitig wecken werde. Julie pflegte nämlich, wenn es viel Näharbeit gab, im Entreßſchen Hauſe zu ſchlafen, und dies waren, glaube ich, ihre glücklichſten Stunden, weil Onkel Entreß abends vor Schlafengehen noch auf der Schwelle der Nähſtube erſchien und freundlich mit dem Kopfe nickte. Auf dieſes Kopfnicken freute ſie ſich den ganzen Tag.

Des anderen Morgens erſchien ſie auch richtig ganz früh an meinem Bett und hieß mich leiſe aufſtehen. Ich fuhr ſchnell in die Kleider und folgte ihr in den Garten, wo wir die Kränze im Brunnentrog aufbewahrt hatten. Es war ſchon ganz hell, obgleich die Sonne noch hinter den Bergen ſtand. Wir liefen ſchnell mit unſeren Kränzen durch die feuchten Gartenwege nach dem Grenzmäuerchen, und ich ſtellte keine Fragen mehr, denn jetzt wußte ich, wohin der Weg ging. Leiſe und vorſichtig ſtiegen wir hinüber, um Pikkolo, der drüben im Hauſe ſchlief, nicht zu wecken. Dann ſchlichen wir durch den Taxusgang nach der oberen Parkmauer, bis dichtes Geſtrüpp uns den Weg verſperrte.

Julie fand ohne Mühe den Durchgang. Wir traten auf lichtgrünen Raſen, und in der Mauerecke ſchimmerte uns etwas Weißes durch die Zweige der Trauerweiden entgegen. Es war der Stein von „Werthers Grab“.

Zwei Weiden ſtanden rechts und links und ließen wie weinende Dryaden ihr langes grünes Gelock bis zur Erde niederhängen, daß es, weit ausgebreitet, einen rund umſchloſſenen grünen Tempel bildete. Die dritte war hinter den Grabſtein gepflanzt und ſtieg hoch und ſtrack hinauf, indem ſie nur ganz oben eine breite Krone trieb, deren grüne Fahnen wie Franſen eines Baldachins hoch in der blauen Luft über den geneigten Wipfeln ihrer Nachbarinnen hingen.

Wir ſchoben die Zweige wie einen Türvorhang zurück und fanden uns in einer grünen Dämmerung, die von der aufſteigenden Sonne durchleuchtet war. Ich umging das Grab von allen Seiten, entzifferte die Inſchrift, die ich ſchon kannte, und ſah mir lange die unverſtändlichen griechiſchen Buchſtaben auf der Rückſeite an. Der Hügel war mit Efeu und Vergißmeinnicht umrandet und ſorglich gepflegt, wie es ſonſt nur friſche Gräber ſind. Daneben ſtand eine ſteinerne Bank, auf der das Fräulein und auch die Schweſter Franz, als ſie noch lebte, leſend oder ſtickend ihre Stunden zu verbringen pflegten.

Schnell war das ganze Grab mit unſeren Kränzen bedeckt, und Julie kauerte daneben, um

ſie zurechtzurücken. Den blutroten, den ich am Fußende niedergelegt hatte, nahm ſie weg und befeſtigte ihn an dem marmornen Säulenſchaft.

Ihre Augen glänzten wie zwei Feuerflammen, als ſie mir geheimnißvoll ſagte:

„Heute iſt der Tag der Schlacht von Salamis.“

Darauf ſtand ſie lange ſchweigend, wie in ſtummem Gebet. Aber an der Art, wie ſie die Lippen bewegte, merkte ich, daß ſie Verſe vor ſich hin murmelte, und ich meinte auch das Wort „Miſſolunghi“ wieder zu hören.

Plötzlich kniete ſie vor dem Hügel nieder, lehnte den Kopf an die ſteinerne Umrandung und ergoß ihre verhaltenen Gefühle in einen Tränenſtrom.

Als ſie ſich ſatt geweint hatte, ſtand ſie auf, faßte mich ſchweigend bei der Hand und zog mich fort, indem ſie den Finger auf den Mund legte. Eilig huſchten wir längs der Mauer und Hecke hin, bis wir die bequemſte Stelle zum Überklettern fanden, und machten erſt drüben auf Entreßſchem Boden halt. Julie war außer Atem und hielt mit beiden Händen ihr ſtark klopfendes Herz.

„Julie,“ ſagte ich und war froh, endlich wieder reden zu dürfen, „wenn aber das Fräulein ſieht, daß wir Werthers Grab bekränzt haben —?“

„Es iſt nicht Werthers Grab,“ antwortete ſie. „Wie kommſt du auf die Dummheit?“

„Der Ludolf hat es geſagt.“

„Ach, der will alles wiſſen und weiß gar nichts.“

Sie wollte weiter gehen, aber ich ließ ſie nicht von der Stelle. Ich legte beide Arme um ihren Leib, was ihr bei ihrem großen Liebesbedürfnis ſehr wohl tat, bat und drängte und ſchmeichelte, bis ſie endlich ſagte:

„Ich weiß, du biſt ein verſchwiegenes Kind,“ — das war ein Lob, das ich in der Tat verdiente — „ich will es dir ſagen. Aber ſchwöre mir,“ — und ſie hob drei Finger auf — „daß du ewig ſchweigen willſt.“

Ich tat, was ſie verlangte.

Darauf teilte ſie mir in gedämpftem Tone mit, daß in dem Grab der Jugendverlobte des Fräuleins liege, der für die Freiheit der Griechen in den Tod gegangen ſei.

„Ich weiß es nicht von ihr ſelber,“ ſetzte ſie hinzu, „denn ſie ſpricht nie von dem Grabe. Die Schweſter Franz hat es mir anvertraut. Solange ſie lebte, haben wir immer gemeinſam an dieſem Morgen das Grab mit Kränzen geſchmückt. Seitdem ſie tot iſt, beſorge ich's allein. Das Fräulein darf nicht wiſſen, von wem die Kränze kommen, und ſie fragt auch nie danach.“

Sie erzählte mir ferner, daß das Fräulein ſie einmal in vertrauter Stunde das Bildnis des Verſtorbenen habe ſehen laſſen, das ſie in einem Saffianfutteral in ihrem Geheimſchubfach aufbewahre. Es ſtelle einen Jüngling von idealer Schönheit vor. Auch etwas Geſchriebenes von ſeiner

Hand habe sie ihr gezeigt, einen Stammbuchvers über den Schmerz, der sei unsäglich schön, und wer ihn gelesen habe, möchte gern sein Leben lang Schmerzen leiden. Außerdem wollte sie noch wissen, daß der Verstorbene Hyperion geheißen habe; das aber glaubte ich ihr nicht, denn es klang mir gar zu befremdlich.

Ihre Griechenbegeisterung übersprang an jenem Tage alle Grenzen und schlug ihr in Blitzen aus den Augen. Sie sagte, wenn sie die Wahl hätte, würde sie das Los des Fräuleins dem höchsten Erdenglück vorziehen, so groß sei die Ehre, den geliebten Gegenstand für die Freiheit eines edlen Volkes hinzugeben.

Und auf dem Rande des Brunnens sitzend, hielt sie mir einen kleinen geschichtlichen Vortrag über die Freiheitskämpfe der Griechen, wodurch sie jedoch in meinem Kopf eine böse Verwirrung anrichtete. Denn sie warf die griechischen Unabhängigkeitskämpfe aus den zwanziger Jahren mit den Befreiungskriegen der alten Hellenen zusammen, verwechselte die Türken mit den Persern, und die Namen Lord Byron, Themistokles und Marco Botzaris fielen beständig durcheinander. Doch was ihr an Kenntnis der Tatsachen abging, das ersetzte sie durch glühende Überzeugung. Sie sah aus, als ob sie jeden Augenblick bereit wäre, eine griechenfeindliche Flotte in die Luft zu sprengen. Ihre erhabene Ausdrucksweise stand dabei zu dem breiten

Dialekt, den zu mildern ihr nicht recht gelingen wollte, im sonderbarsten Gegensatz, und besonders das Wort „Philhellenen“, das sie oft gebrauchte, wurde in ihrem Munde so gedehnt, daß es meinem Ohr wie „Vielhellenen“ klang und von mir als die Bezeichnung für eine sehr große Griechenschar, vielmehr für das ideale Gesamthellas aufgefaßt wurde. Ihr Feuer gab diesen längst verklungenen Ereignissen eine solche Lebendigkeit, daß es mir schien, als ob sie von gestern wären. Und wie nahe rückten sie erst, als Julie mir erzählte, daß es der Vater jener schönen, von mir so sehr bewunderten Stiftsdame gewesen sei, der das Korps der „Vielhellenen“ befehligt habe, und daß der Tapfere in dem von ihm verteidigten Missolunghi an der Seite des englischen Dichters Lord Byron begraben liege. Dadurch erhielt jene ferne Vergangenheit eine persönliche Beziehung, und auf die Gestalten, die damit zusammenhingen, fiel wiederum ein verstärkter Glanz zurück, der heute noch ihr Andenken verklärt. Aber niemals beschäftigte ich mich mit der Frage, wer die Gebeine jenes jugendlichen Freiheitskämpfers, der fern auf dem Boden von Hellas gefallen war, nach Ilgenau gebracht haben könne, und der guten Julie erging es offenbar ebenso.

So harmlos und unkritisch, so anspruchslos nach außen und so reich nach innen lebten zu jener Zeit die Bewohner von Ilgenau.

Aber alles irdiſche Weſen hat den Keim der Verwandlung in ſich, und ſo waren auch damals ſchon im ſtillen Mächte am Werk, die der ganzen Idylle ein gründliches Ende machen ſollten.

Seit mehreren Jahren war ein von auswärts gekommener Induſtrieller im Orte anſäſſig, der ein großes Grundſtück nahe am Flüßchen gekauft und eine Ziegelei nebſt Kalkbrennerei darauf errichtet hatte. Seine rauchenden Schlöte waren den beſchaulichen Seelen von Ilgenau anfangs ein Ärgernis geweſen; da ſie aber den Bedürftigen Brot gaben, ſöhnte man ſich mit dem unſchönen Anblick aus. Auch daß allmählich immer mehr von dem ſchönen Wieſengrund aufgeriſſen und in ſchmutzige Lehmgruben verwandelt wurde, mußte man gutheißen, weil der ökonomiſche Vorteil den äſthetiſchen Schaden aufwog. Die Ziegelei ſchien gut zu rentieren, denn der Betrieb wurde erweitert, und Arbeitskräfte aus den benachbarten Ortſchaften wurden herangezogen. Das brachte vermehrte Bewegung nach Ilgenau, ein neues Wirtshaus entſtand, und die Kramläden kamen in Flor. Dagegen nahm die Sicherheit und ländliche Stille ab; es gab Raufhändel zwiſchen den Bauern und Arbeitern, und ich erinnere mich, daß in einer Nacht dem Onkel Entreß ſämtliche Apfelbäume geleert wurden — ein Fall, der ſeit Menſchengedenken nicht erhört worden war und der zur Folge hatte, daß von nun an der ſchreckliche Harraß im Obſt-

garten schlafen mußte, wodurch es dort sogar für die Hausgenossen nicht mehr recht geheuer war.

Der Ziegeleibesitzer — er hieß Klary — wurde allmählich im Ort eine wichtige Persönlichkeit, die sich in alle öffentlichen Angelegenheiten mischte. — Er war ein sogenannter „schöner Mann“ mit schwarzem Bart und apfelroten Wangen, der anfangs seines Äußeren wegen, besonders beim weiblichen Teil der Bevölkerung, einen günstigen Eindruck hervorbrachte; es wurde sogar eine Zeitlang gestritten, wer schöner sei, er oder der Onkel Entreß. Doch trug des Onkels martialische Erscheinung wie billig den Sieg davon.

Frau Klary trat mit großen Ansprüchen auf, sie machte häufig Besuche bei Thekla und Fräulein von Plessen, wo sie immer sehr freundlich empfangen wurde; nur in dem idealen Kränzchen, dem sie gerne beigetreten wäre, fand sie keine Aufnahme.

Sie hatte noch mehr Kleider als Tante Thekla, stand aber schwerlich zu ihnen in einem so geheimnisvollen Verhältnis wie diese. Dafür waren ihre Kleider die Bewunderung der ganzen Gegend, so bestimmt auch Julie versicherte, daß sie jedes ethischen Wertes ermangelten.

Julie hatte gegen das ganze Klarysche Haus eine unwillkürliche Abneigung; es war, als ob sie von dort her das Eindringen einer fremden, der ihrigen feindseligen Weltanschauung witterte. Dazu

kam, daß Herr Klary ihr einmal, als sie im Hause nähte, persönlich zu nahe getreten war. Julie hatte sich nämlich beim Nähen unter den Daumennagel gestochen und war schleunigst gelaufen, die Nadel in Butter zu stecken, damit der gestochene Daumen sich nicht entzünde. Das war so Brauch bei den Nähterinnen, und Julie hatte nie über die Zweckmäßigkeit desselben nachgedacht. Da kam Herr Klary hinzu und machte sich über ihren Aberglauben lustig. Diesen Spott vergab sie ihm nie, denn sie war sich bewußt, ein gebildetes Mädchen zu sein, und verlangte, daß man sie auch dafür anerkenne.

Als Herr Klary den Boden von Ilgenau hinlänglich erforscht hatte — sowohl im wörtlichen als auch im figürlichen Sinne —, erwarb er das Staatsbürgerrecht, und es hieß, daß er sich in den Landtag wählen lassen wolle. Aber damit hatte es gute Wege. Seine Volkstümlichkeit stand auf sehr schwachen Füßen, obgleich er sich als Wohltäter des Landes aufspielte und es in einem gewissen Sinne auch war. Er hielt seine Arbeiter gut, steuerte viel für öffentliche Zwecke bei und half gerne den Armen, besonders wo es mit einiger Offenkundigkeit geschehen konnte. Jedoch diesen Verdiensten stand ein den Gebildeten wie dem Landvolk gleich unerträgliches persönliches Wesen gegenüber. Herr Klary war ein unterrichteter Mann, aber seine Kenntnisse saßen ihm so lose, daß er sie überall an-

bringen mußte, wo sie erwünscht und wo sie unerwünscht waren. Dadurch stieß er von vornherein bei seinen neuen Mitbürgern an, die von Natur zur Schweigsamkeit und zur Zurückhaltung neigten, und die häufig von den Dingen, die er ihnen erklärte, genauere Kenntnis hatten als er. Auch sprach er einen fremd klingenden Akzent, denn er stammte aus einer weit entlegenen Gegend des großen, damals noch ungeeinigten Vaterlandes. Vor allem aber konnte niemand in seiner Gegenwart den Mund auftun, ohne daß Herr Klary dazwischenfuhr, um zu berichtigen, einzuschränken, zu widerlegen. Alles Dämmernde, Unerklärbare war ihm in der Seele zuwider, daher verfolgte er den Aberglauben mit dem größten Eifer, indem er populär-wissenschaftliche Schriften unter seinen Arbeitern verbreitete, den Bauern im Wirtshaus Vorträge hielt und jedes Winkelchen, in dem sich noch ein Rest der alten Sagenpoesie verkroch, mit seinem Verstandesbesen reinzufegen suchte. Onkel Entreß und seine Freunde nannten ihn deshalb nur den „Herrn Aufklärer", und um dieser und anderer Eigenschaften willen hielten sie sich die neue Bekanntschaft, so weit es möglich war, vom Leibe.

Unbeirrt durch die schweigende Gegnerschaft der Eingesessenen, ging Herr Klary seines Weges weiter. Er kaufte nach und nach all den verschuldeten Kleinbauern ihre Wiesengründe ab und beschäftigte die Männer in der Fabrik. Es hieß, er habe bedeutende

Lehmlager aufgefunden, die einen großartigen Betrieb auf Jahrzehnte hinaus ſichern würden, aber der Abſatz ſei zu gering, weil die Transportmittel fehlten. Bisher waren die Ziegelladungen auf dem Waſſerwege verſendet worden. Aber die an der Lindach gelegenen Ortſchaften boten kein genügendes Abſatzgebiet, und überdies verurſachte in waſſerarmen Jahren die Beförderung große Schwierigkeiten. Der Transport auf Ochſenwagen war verſucht, aber zu koſtſpielig, wieder aufgegeben worden. Gleichwohl fuhr Herr Klary fort, ſein Kapital in Lehmgründe zu ſtecken, die ihm vorerſt nichts eintrugen, weil er ſie unbenützt liegen laſſen mußte. Das Landvolk ſchüttelte den Kopf zu dieſem Beginnen; nur einige Tieferblickende waren der Anſicht, er wiſſe wohl, was er tue, denn Herr Klary habe die „Witterung“.

Daß er ſie wirklich hatte, zeigte ſich bald. Schon ſeit Jahren ging die Rede, daß das Lindachgebiet durch eine Seitenbahn mit den großen Schienenwegen des Landes verknüpft und dadurch der wirtſchaftlichen und kulturellen Stockung, in der es ſich befand, entriſſen werden ſollte. Aber der Plan war auf die lange Bank geſchoben, weil Regierung und Ständekammern anderes zu tun hatten. Durch das Drängen mehrerer Abgeordneten kam er neuerdings wieder in Fluß, man las von den Verhandlungen, die darüber im Landtage gepflogen wurden, und eines Morgens, als die Ilgenauer ihr Amts-

blatt entfalteten, war zu ihrer Überraschung die Lindachbahn beschlossene Sache.

In Ilgenau stand man vor der Frage, ob die Bahnlinie den Ort berühren werde oder nicht. Die Allgemeinheit neigte zu der Annahme, daß man den Schienenweg oben am Rande des großen Forstes hinführen werde, wobei man nur der Straße zu folgen brauchte, die sich am Fuß der Berge zwischen Wald und Wiesengelände hielt. Onkel Entreß fluchte und wetterte im voraus, daß ihm die Eisenbahn das Wild verscheuchen und die Jagd verderben werde. Nur eine kleine Minderzahl, die vom Hause Klary beeinflußt war, vertrat die Meinung, daß man klüger täte, sich dem Flußbett, somit auch der Dorfstraße zu nähern, um für die Zukunft den Anschluß des industriellen Lautertales zu ermöglichen.

Bevor die Ilgenauer mit dem Für und Wider fertig waren, entstand eines Tages eine Bewegung, die das ganze Dorf auf die Beine brachte. Eine Anzahl von Männern in hohen Schaftstiefeln war unter der Führung eines Ingenieurs mit Instrumenten und Meßstangen erschienen und hatte mitten durch die Felder von Ilgenau, ohne Rücksicht auf Zäune und Gräben, eine Linie abgesteckt, die durch eingeschlagene Pflöcke bezeichnet wurde. Bäume waren mit Tafeln versehen und numeriert; und an einzelnen Stellen hatte man farbige Fähnchen neben den Pflöcken aufgepflanzt.

Die abgesteckte Linie führte in einer Entfernung von zwanzig Schritten hinter unserer oberen Parkmauer vorüber. Als die Leute mit ihren Arbeiten so weit gekommen waren, stürzte Ludolf herein, den Vorgang zu melden, und alles lief nach dem Gittertor, um zuzusehen. Ludolf eilte gleich wieder davon, um dem Geometer und seinen Leuten zwischen den Beinen herumzustolpern; denn es gab eine Fülle neuer Tatsachen für ihn einzuheimsen, und man hörte ihn von da an wochenlang nur noch von Theodolithen und Nivellierinstrumenten, von Kurven, Gefällen und dergleichen reden.

Onkel Entreß war gleichfalls erschienen, um den tobenden Harraß im Zaum zu halten, der sich am liebsten über die Mauer hinab auf die fremden Männer gestürzt hätte. Nebenan bellte sein Nachbar Pikkolo mit ihm um die Wette. Auch die schwachsinnige Sophie war herzugelaufen und drohte lallend mit einem langen Stecken über die Mauer.

Endlich zog der Lärm auch das Fräulein herbei. Sie kam langsam in ihrem weißen Schäferkleid, ein Buch in den Händen, bis an das niedrige Mäuerchen, das die beiden Anwesen trennte, und erkundigte sich, was vorgehe.

Onkel Entreß trat näher, den Harraß am Halsband haltend, und antwortete, daß man draußen die Vermessungen für die Bahnlinie vornehme; denn die Ingenieure seien am Fuß des Lerchen-

bergs auf ſchlechten Boden geſtoßen und hätten ſich deshalb entſchloſſen, die Eiſenbahn über Ilgenau zu führen.

Die Nachricht, daß hinter ihrem Hauſe ein Schienenweg gelegt wurde, machte dem Fräulein offenbar gar keinen Eindruck. Ihre Welt war innerhalb der Mauern ihres Gartens, was draußen vorging, bekümmerte ſie ſchon ſeit lange nicht mehr. Onkel Entreß aber ärgerte ſich ſehr, daß ſein Widerſacher Klary Recht behalten hatte, obgleich jetzt der Jagdgrund gerettet war. Klary hatte ihm wiederholt am Herrentiſch im „Goldenen Kalb“ auseinandergeſetzt, daß oben am Fuß des Lerchenbergs, wo er ſeine Kalkſteine brach, der ganze Grund von Letten durchſetzt ſei und die Laſt der Eiſenbahn nicht tragen könne, daß dieſer daher nichts übrigbleiben werde, als den Umweg über Ilgenau zu nehmen. Onkel Entreß hatte ihm keinen Glauben geſchenkt, denn da er ihn als einen Zungendreſcher kannte, hielt er alles, was aus ſeinem Munde kam, für leeres Stroh.

Aber Herr Klary war diesmal ſeiner Sache ſicher, alle ſeine Berechnungen beruhten auf dieſem ſchon vor Jahren entdeckten Umſtand. Wenn die Eiſenbahn den Transport ſeiner Ziegel beſorgte, ſo konnte er die großen Lehmlager ausnutzen und einen umfaſſenden Betrieb eröffnen. Dabei machte nicht nur er ſelbſt große Geſchäfte, ſondern die ganze Gegend nahm einen bedeutenden wirtſchaft-

lichen Aufschwung, und für den Urheber dieses Fortschritts konnte der Friedrichsorden und der „Kommerzienrat" nicht mehr ferne sein. Freilich bedurfte er hierzu einer in dem Bahnprojekt bisher nicht vorgesehenen Haltestelle zur Güterverladung in der Nähe seiner Ziegelei. Erlangte er diese nicht, so war seine Spekulation eine verfehlte und er selbst ein ruinierter Mann.

Sobald daher die Linie abgesteckt war, verdoppelte Herr Klary seine Rührigkeit. Obwohl von auswärts gebürtig, besaß er gute Verbindungen im Lande und hatte längst nach allen Seiten seine Fühlhörner ausgestreckt. Auch bei der Regierung hatte er sich einen Stein im Brett erworben, indem er während der Wahlen seine Arbeiter zugunsten des Regierungskandidaten aufbot, und als dieser durchfiel, hatte er vermöge der außerordentlichen Anpassungsfähigkeit seiner Natur auch mit den Vertretern der Opposition gute Beziehungen angeknüpft, kurz, der Boden war aufs gründlichste bereitet. Jetzt belagerte er das Ministerium mit Eingaben, wurde bei der Generaldirektion der Staatseisenbahnen vorstellig und fuhr fleißig nach der Residenz, um an maßgebenden Stellen Audienzen nachzusuchen. Daneben setzte er auch noch die umfangreiche Verwandtschaft seiner Frau, die ein Landeskind war, in Bewegung, um auf den guten Willen der in Frage kommenden Persönlichkeiten einzuwirken.

In den Köpfen der Ilgenauer dämmerte allmählich die Erkenntnis auf, daß ſie in ihrem neuen Mitbürger einen Mann vor ſich hatten, der trotz ſeiner überflüſſigen Wortfülle ſehr genau wußte, was er wollte. Man ſprach ſchon nicht mehr von einer bloßen Halteſtelle, ſondern von einem richtigen Bahnhof mit allem Drum und Dran, wie es dem zu erhoffenden Aufſchwung des Ortes entſprach, und der Kirchturmspatriotismus regte ſich gewaltig bei dem Gedanken, daß man im Beſitz eines Bahnhofs auf die Nachbardörfer tief herunterſehen konnte. Der Pfarrer und der Schulze waren für den Bahnhof Feuer und Flamme. Auch Onkel Entreß begann ſich zu bekehren, indem er den Vorteil erwog, mit der Fortbewegung nicht mehr vom Wetter und den Wegen abhängig zu ſein. Er gab dies zwar nicht mit Worten zu, aber daß er aufgehört hatte zu ſchimpfen, war ein hinlänglicher Beweis ſeiner veränderten Geſinnung.

Herr Klary leuchtete von Wichtigkeit und hatte beſtändig die Volkswohlfahrt und Aufklärung, die für ihn mit dem Bahnhof gleichbedeutend waren, im Munde. Er ſchien ſeines Erfolges ſo ſicher zu ſein, daß er noch immer neue Arbeiter einſtellte und fortfuhr, große Mengen von Ziegelſteinen zu erzeugen, für die ihm die Abnehmer fehlten.

Dieſe ſcheinbare Unbeſonnenheit war ein ebenſo kühner wie wohlberechneter Schachzug. Denn als die Entſcheidung über ſein Geſuch hinausgeſchoben

wurde, entließ er mit einem Schlag ein Drittel der Angestellten. Alle diese Leute, die über Nacht brotlos geworden waren, trieben sich nun bettelnd und arbeitsuchend im Lande herum und wurden durch ihre bloße Menge eine Gefahr für die Gegend. Die Behörden begaben sich zu Herrn Klary, um mit ihm wegen der Wiederaufnahme der Arbeiter zu unterhandeln; aber er führte die Herren in seinen Schuppen umher, zeigte ihnen die Menge der unverkauften Ziegel und kündigte ihnen bedauernd an, daß er sich wahrscheinlich demnächst genötigt sehen werde, auch den Rest seiner Leute zu entlassen und die Fabrik zu schließen. Diese Drohung verbreitete eine allgemeine Beunruhigung, man redete nur noch von Diebstählen und Einbrüchen, an allen Haustüren wurden Schlösser und Riegel erneuert, und das Landvolk, soweit es etwas zu verlieren hatte, rüstete sich, um etwaige Friedensstörer mit der Waffe in der Hand zu empfangen. Bei den Behörden liefen von seiten der geängstigten Einwohner Klagen ein, und diese erstatteten wiederum Bericht nach oben. Auch die Presse bemächtigte sich der Angelegenheit, indem sie die Forderung des Fabrikherrn unterstützte und auf schleunige Bewilligung des Bahnhofs drang. So kam unter allseitigem Druck die Sache ins Rollen, und als die Nachricht von der Genehmigung seines Gesuches eintraf, ließ Herr Klary am Lindachufer ein Feuerwerk abbrennen, das, von der Sägemühle

aus geſehen, uns Kindern einen unvergeßlichen Anblick gewährte.

Natürlich habe ich die Manöver, die dieſe Entſcheidung herbeiführten, erſt viele Jahre ſpäter kennengelernt, denn in meinem damaligen Geſichtskreis hatten ſie noch keinen Raum. Aber ſehr genau verſtand ich die perſönlichen Folgen, die ſich daran knüpften, und was ich nicht miterlebte, das wurde mir ſpäter durch die Erzählungen reiferer Augenzeugen ergänzt.

Noch kann ich den Onkel Entreß vor mir ſehen, wie er eines Vormittags ins Zimmer trat und ganz aufgeräumt zu ſeiner Frau ſagte:

„Kind, halte dich fertig, wir werden expropriiert.“

„Exprop— was heißt das?“ fragte dieſe.

„Das heißt, daß man unſere alte Baracke abträgt und einen Bahnhof dafür hinſtellt, natürlich gegen gute Entſchädigung.“

Der armen Thekla verging der Atem.

„Wir müſſen das Haus verlaſſen?“ fragte ſie faſſungslos; denn der Onkel, der alles allein abmachte, hatte völlig verſäumt, ſie vorzubereiten.

„Ich hab' es geſagt,“ antwortete er ungeduldig.

Sie ſah aus, als ob der Himmel vor ihr eingeſtürzt wäre.

„Es hat aber doch wenigſtens keine Eile?“ fragte ſie.

„Willſt du warten, bis man dir das Dach über dem Kopf abbricht?“ polterte er dagegen.

„Wo ſollen wir aber hin?“ rief ſie, noch immer ganz verwirrt.

„Das wird ſich zeigen. Vorerſt finden wir im Jägerhaus Unterkunft. Und die Kinder“ — er meinte Ludolf und mich — „bleiben ſo lange bei uns, damit du dich leichter angewöhnſt, das hab' ich mir ſchon von den reſpektiven Eltern ausbedungen.“

Ein Dankesblick lohnte ihm dieſe Aufmerkſamkeit. Dann lehnte Thekla ihren Kopf gegen den meinigen, um die hervorbrechenden Tränen zu verbergen.

„Geh, Kind, werde mir nicht ſentimental,“ ſagte ihr Gatte in freundlicherem Tone. — „Wir bekommen mehr als das ganze Ding wert iſt und können zufrieden ſein.“

„Aber, Ulrich, das Haus, wo wir unſere Flitterwochen verlebt haben?“

„Nun, wir bauen ein neues an einem anderen Fleck, und dann gibt's neue Flitterwochen.“

Dieſe Ausſicht ſchien der armen Thekla nicht viel Wahrſcheinlichkeit zu haben, denn ſie ließ den Kopf hängen.

Plötzlich fuhr ſie wie erſchrocken auf: „Ulrich — müſſen die Pleſſens auch heraus?“

„Selbſtverſtändlich. Soeben werden drüben die Vermeſſungen vorgenommen. Wenn die Leute fertig ſind, kommen ſie zu uns.“

„Aber das iſt ja gar nicht möglich.“

Der Onkel begriff nicht gleich.

„So denke doch nur: das Häuschen, das ſie ſeit zwanzig Jahren nicht verlaſſen hat — der Garten — das Grab. Wie kann man ſie davon trennen! Das iſt ja himmelſchreiend, das überlebt ſie nicht.“

„Ja, Donnerwetter! Das hab' ich nicht bedacht.“

„Sie kann ja nirgends anders leben als auf dieſem Fleck Erde. Was ſoll ſie anfangen ohne ihre Taxusallee und ihre Buchsbaumrabatten?“

„Das iſt wohl wahr.“

„Kann man es denn mit Gewalt nehmen?“

„Freilich kann man.“

„Und die Leute ſind ſchon drüben? Ulrich, Ulrich, du wirſt ſehen, ſie überlebt es nicht.“

Er zuckte die Achſeln. „Was willſt du! Höhere Gewalt. — Die öffentliche Nützlichkeit! Dagegen kann der einzelne nicht aufkommen.“

Aber man ſah ihm wohl an, daß auch er betroffen war; denn die „Sentimentalität“, die er ſeiner Frau zum Vorwurf machte, fand er bei dem alten Fräulein, an das er von Jugend auf gewöhnt war, ganz in der Ordnung. Während ſie noch redeten, kam das Dienſtmädchen aus der „Pleſſenburg“ herübergeſtürzt und ſchrie durch das ganze Haus, der gnädige Herr möchte ſchnell hinüberkommen, ihr Fräulein wolle ſterben. „Da haben wir's!“ ſagte Onkel Entreß und eilte ſporenklirrend hinaus.

Der ganzen Szene hatte ein Freund des Hauſes angewohnt, ein gewiſſer Doktor Hellmuth, der

öfters aus der Stadt herüberkam und mir wegen seiner immer nagelneuen gelben Glacéhandschuhe merkwürdig war. Er hatte ein kluges Juristengesicht mit stechendem sarkastischem Lächeln, trug eine goldene Brille, und jeden Satz, den er sprach, schränkte er sofort wieder ein, als ob er immer einen Gegner vor sich hätte, der ihn auf einem Irrtum zu ertappen suchte.

Dieser Herr Hellmuth war dem Gespräch mit Interesse gefolgt, doch ohne sich einzumischen; nur als von der Rechtsfrage die Rede war, hatte er mit dem Kopfe genickt.

Als der Onkel gegangen war, erkundigte er sich genau nach dem Zusammenhang.

Thekla erzählte ihm von der alten Dame, welche Stellung sie in Ilgenau einnähme, wie sie mit ihrem Häuschen und Garten verwachsen sei.

„Wer das Fräulein kennt," sagte sie, „wird Ihnen sagen, daß diese Gestalt sich nirgends bewegen kann als in diesem Garten. So, wie sie heute hier umhergeht, im weißen Kleid und gelben Strohhut, so ging sie schon vor einem halben Jahrhundert. Die Zeit ist für sie nicht weitergegangen; ihre Jugend, ihre Liebe sind noch um sie her. Diese Rabatten und Buchsbaumhecken wissen alles von ihr, jeden Traum, jede Träne. Nehmen Sie ihr das, so ist es aus mit ihr. Sie stirbt wie ein alter Baum, den man nicht mehr verpflanzen kann."

Ich hörte voller Verwunderung zu, denn auf

dieſe Weiſe hatte Tante Thekla noch nie geredet. Sie war für gewöhnlich ſchüchtern wie ein Kind, beſonders in des Onkels Gegenwart, und die Leute hielten ſie für einfältig; ſie wußten nicht, daß es auch eine Weisheit des Herzens gibt.

Der Beſucher zog währenddeſſen nachdenklich ſeinen Schnurrbart über die Oberlippe herunter.

„Ich begreife, gnädige Frau," ſagte er, „daß hier ein allerhöchſtes pretium affectionis vorliegt. Davor kann jedoch das öffentliche Intereſſe keinen Halt machen. Träume und Erinnerungen erkennt das Geſetz nicht als Enteignungshinderniſſe an. Aber ich hörte Sie vorhin ſagen, daß ſich ein Grab auf dem Grundſtück befinde? — Ein Grab, das von der Beſitzerin pietätvoll gehütet wird?"

„Allerdings," antwortete Thekla.

„Das Grab verſchließt die irdiſchen Reſte eines nahen Angehörigen des Fräuleins von Pleſſen?"

„Ich glaube," war die zögernde Entgegnung.

„Sie können mir nicht beſtimmt ſagen, ob es ein Vater oder Bruder oder wer ſonſt iſt?"

„Das kann ich nicht," antwortete Thekla. „Ich weiß nur, daß das Grab die hauptſächlichſte Urſache war, daß die beiden Fräulein von Pleſſen beim Verkauf dieſen Teil des Gutes für ſich zurückbehielten, und daß ſie ihn für keinen Preis der Erde jemals freiwillig hergegeben hätten. Die Verſtorbene dachte auf dieſem Punkte genau wie ihre Schweſter."

„Woraus geſchloſſen werden dürfte," ergänzte der Juriſt bedächtig, „daß die Pleſſenſchen Familienempfindungen ſtark an der Erhaltung des Grabes intereſſiert ſind."

Ich ſchwieg während dieſes Verhörs, eingedenk des Schwures, den ich Julie getan hatte.

„Nun, ſehen Sie, gnädige Frau," fuhr der Beſucher langſam und jedes Wort wägend fort, „wenn Fräulein von Pleſſen ernſtlich gegen die Enteignung Einſpruch erheben will, ſo könnte meines Erachtens das Vorhandenſein des Grabes als Weigerungsgrund geltend gemacht werden. Ein Grab iſt geweihter Boden, es iſt ein Kultobjekt, das ohne die allerzwingendſten Gründe der öffentlichen Wohlfahrt und Nützlichkeit nicht angetaſtet werden darf. Ich bin nicht techniſch unterrichtet genug, um zu entſcheiden, ob für Erſtellung eines Bahnhofs in Ilgenau gerade nur dieſer eine Fleck Erde geeignet iſt; aber als alter Juriſt kann ich Ihnen ſagen, daß das Grab genügend Anlaß geben dürfte, um eine Änderung der Anlage wenigſtens in Betracht zu ziehen."

Und um dieſe Meinung zu erläutern, erzählte er eine langwierige Prozeßgeſchichte von einem nicht mehr im Gebrauch befindlichen Dorfkirchhof, durch den eine Straße gezogen werden ſollte, was durch den Widerſtand der Familien, die dort ihre Gräber hatten, vereitelt worden war.

„In dieſem Falle," ſchloß er, „handelt es ſich

zwar nur um ein Privatbegräbnis, aber auch ein ſolches ſteht unter öffentlichem Schutze.“

Thekla hatte der Erzählung mit abweſendem Geſichte zugehört, jetzt ſagte ſie in einem Tone ſchüchterner Hoffnung:

„Dann könnten vielleicht auch wir bleiben?“

„Die Möglichkeit iſt nicht ausgeſchloſſen, aber verſprechen kann ich nichts.“

„Doktor Hellmuth!“ rief ſie, „wollen Sie ſich der Sache annehmen? Mein Mann befaßt ſich nicht gern mit den Behörden, und Fräulein von Pleſſen hat keinen anderen Berater. Wollen Sie? Oh, wie wäre ich Ihnen dankbar!“

„Aber bitte, gnädige Frau, mit dem größten Vergnügen.“

„Dann führe ich Sie gleich hinüber, damit Sie das Fräulein ſelber ſprechen,“ ſagte Thekla, und mit den raſchen, zierlichen Bewegungen eines hüpfenden Vogels, die ihr eigen waren, lief ſie ins Nebenzimmer, um ihre Mantille zu holen. Es fiel mir auf, daß der Beſucher ihr einen langen Blick nachſandte. Dann nahm ſie ihren „Schatten“, wie Onkel Entreß mich zu nennen pflegte, bei der Hand, und wir wanderten alle drei hinüber nach der Pleſſenburg.

Drüben in dem verdunkelten Schlafzimmer, deſſen grüne Rollvorhänge herabgelaſſen waren, lag das Fräulein, weiß gekleidet wie immer, auf ihrem Bette ausgeſtreckt, mit naſſen Umſchlägen

über Stirn und Augen. Im ganzen Hauſe roch es nach aromatiſchem Eſſig.

Ich ſtand zögernd auf der Schwelle, während Thekla ſich der Kranken mit zärtlicher Ehrerbietung näherte und Doktor Hellmuth im Vorzimmer zurückblieb. Da erhob ſich aus dem Dunkeln eine kauernde Geſtalt, in der ich die gute Julie erkannte. Dieſe zog mich mit ſich in den Garten hinunter und zeigte mir die niedergetretenen Rabatten und die Pflöcke, die rückſichtslos mitten in den blühenden Beeten und den ſauberen Kieswegen eingeſchlagen waren. Dabei erzählte ſie mit fliegendem Atem die eben erlebte Schreckensſzene.

Das Fräulein war, wie es ſcheint, ſchon geraume Zeit von der bevorſtehenden Enteignung benachrichtigt, hatte aber in ihrer nachtwandleriſchen Weiſe der amtlichen Mitteilung gar keine Beachtung geſchenkt.

„Mein Haus und meinen Garten kann man mir nicht nehmen," hatte ſie ruhig geantwortet, wenn andere ſie auf die drohende Gefahr aufmerkſam machten, und auch als die Einſchätzungskommiſſion erſchien, um das Grundſtück zu beaugenſcheinigen, hatte ſie einfach abgelehnt, die Herren zu ſehen, ohne ſich von der Bedeutung dieſes Vorgangs Rechenſchaft zu geben.

Da war ſie plötzlich vor einer Stunde durch die Ankunft des Ingenieurs überraſcht worden, der unangemeldet mit ſeinen Leuten in den Garten ein-

drang und ohne Umstände mit den Vermessungen begann. Das Fräulein, das gerade unpäßlich war, erhob sich vom Lager und traute ihren Augen nicht, als sie diese Anstalten sah. Sie war außer sich und verlangte den Ingenieur zu sprechen. Dieser aber ließ ihr kurz angebunden durch Julie zurücksagen, er tue hier, was seines Amtes sei und bitte, ihn nicht in der Arbeit zu stören.

Während unten bei dem Wutgeheul Piktolos und der Schwester Sophie die Blumenbeete zerstampft und die Taxuswände mit der Meßstange eingerissen wurden, rannten oben die Dienstboten schreiend durcheinander, denn das Fräulein lag, nach Luft ringend, in Juliens Armen. Sie hatte den Versuch gemacht, hinabzusteigen und in Person ihr Eigentum zu schützen, war aber nur bis zum ersten Treppenabsatz gekommen, als sie von einem Herzkrampf befallen wurde, daß man sie auf ihr Bett zurücktragen mußte. Julie fürchtete jeden Augenblick, sie sterbe ihr unter den Händen. Doch zum Glück erschien Onkel Entreß und machte der Aufregung ein Ende, indem er den Ingenieur bewog, für heute abzuziehen und lieber mit den Vermessungen im Nebenhause zu beginnen. Auf Onkel Entreß stand jetzt Juliens ganze Zuversicht, und sie hatte von seiner Macht eine sehr verworrene Vorstellung, denn sie hoffte, er werde wie ein Feuerbrand in den Klaryschen Anhang fahren und ihn in alle Winde zerstreuen.

Wir bemühten uns, die Spuren der Zerſtörung zu vertilgen, indem wir die zertretenen Pflanzen aufrichteten und die zerfetzte Taxuswand wieder zuſammenſchoben. Julie weinte nicht bei dieſer Beſchäftigung — das tat ſie nur angeſichts des Unwiderruflichen; ſolange ſie noch kämpfen konnte, flammte und glühte ſie. Mit bebenden Händen rüttelte ſie an den eingerammten Pflöcken, die jedoch unſeren vereinten Kräften einen felſenfeſten Widerſtand entgegenſetzten. Dagegen riſſen wir keine zehn Schritte von „Werthers Grab“ ein rotes Fähnchen aus dem Boden, wobei Julie begeiſtert deklamierte:

„O Miſſolunghi, deine Gräber glänzen —“

Und wir ſchwenkten es im Triumph gegen Thekla, als ſie mit Doktor Hellmuth das Haus verließ.

Ich hörte, wie dieſer im Hinausgehen ſagte:

„Wenn alle Stränge brechen, ſo bleibt dem Fräulein noch immer übrig, die Vermittlung des Monarchen anzurufen. Sie ſteht ja, wie ich höre, in Beziehung zum Hofe.“

Worauf Thekla ihm mit innigem Blick die Hand reichte und zur Antwort gab:

„Tun Sie, was Sie für das Beſte halten; Sie erwerben ſich den größten Anſpruch auf unſere Dankbarkeit.“

Da bückte er ſich und küßte ihre Hand, eine Huldigung, die ſonſt nicht üblich war, und die mich einigermaßen in Verwunderung verſetzte.

Der Beſuch hatte übrigens nur ein paar Minuten gedauert, denn das Fräulein durfte nicht mit Reden beläſtigt werden. Sie lag mit Kopfſchmerzen und ſtarkem Herzklopfen danieder, und es ſtellten ſich von Zeit zu Zeit Delirien ein, während deren ſie dringend nach ihrer Schweſter Franz verlangte. Dieſer Zuſtand dauerte wochenlang. Der Doktor wußte nicht, was aus den Symptomen machen, und mehrmals mußte Onkel Entreß im Jagdwägelchen nach der Stadt fahren, um den Oberamtsarzt zu holen, der die beängſtigte Umgebung jedesmal verſicherte, bei großer Ruhe und guter Pflege würde der Anfall vorübergehen.

Mittlerweile tat der von Thekla geworbene Rechtsbeiſtand auf eigene Hand die Schritte, die ihm im Dienſte ſeiner Klientin geboten ſchienen. Er zeigte zunächſt der Bauſektion den Einſpruch der Beſitzerin gegen das Enteignungsverfahren an und begründete ihn damit, daß in dem niederzureißenden Garten ein Glied der Familie von Pleſſen begraben ſei. Die Herren von der Bauſektion waren nicht gewillt, in einer ſo zarten Angelegenheit gewaltſam vorzugehen, und berichteten an die Generaldirektion. Herr Klary, der gern den Großmütigen ſpielte, erbot ſich unterdeſſen, beſagte von Pleſſenſche Gebeine auf eigene Koſten zu ſammeln und mit wie viel Pracht man nur immer wünſchen könne, auf dem Friedhof von Ilgenau beiſetzen zu laſſen, aber Doktor Hellmuth wies den Vorſchlag ab und beharrte auf der Weigerung.

Man hatte schon einige Zeit verhandelt, bevor von der Klaryschen Partei die Frage aufgeworfen wurde, welches Glied derer von Plessen denn eigentlich auf dem Grundstück begraben liege. Zu seinem Verdruß konnte Doktor Hellmuth diese Frage nicht mit Bestimmtheit beantworten. Da er jedoch aus gewissen Andeutungen geschlossen hatte, daß es sich um einen männlichen Angehörigen der Familie handle, machte er die Angabe, es müsse aller Wahrscheinlichkeit nach der Vater oder der Bruder sein. Doch es wurde ihm mit Leichtigkeit nachgewiesen, daß der Vater des Fräuleins an der Seite seiner Gattin auf dem Ilgenauer Friedhof schlummerte; desgleichen war es allgemein bekannt, daß Luise von Plessen nur einen einzigen Bruder besessen hatte, jenen Tunichtgut, der sein Erbe verplempert hatte und dann in Amerika zugrunde gegangen war. Auch konnte nirgends eine Urkunde oder irgendein Vermerk über ein auf dem Plessenschen Gute stattgefundenes Privatbegräbnis aufgetrieben werden. Der Pfarrer war erst seit wenigen Jahren am Ort und wußte gar nichts von der Sache, in den Registern seiner Vorgänger fand sich keine Spur. Die Sache war augenscheinlich schon gar zu lange her; die ältesten Leute wollten sich nur erinnern, daß das Grab von jeher dagewesen und daß man es früher „Werthers Grab“ genannt habe, eine Bezeichnung, von der man nicht mehr wußte, wie sie entstanden war.

An das Fräulein konnte man keine Frage stellen. Sie lag noch immer die meiste Zeit geistesabwesend, in Gesprächen und Jugenderinnerungen mit der Schwester Franz. Das Schwert, das über ihrem Haupte hing, hatte sie ganz vergessen und durfte auch in der Rekonvaleszenz nicht daran erinnert werden. Doktor Hellmuth begab sich trotz Pikkolos Einwendungen zweimal an „Werthers Grab", aber der Stein beharrte in seinem alten Schweigen.

Das Grab, von dessen Dasein bisher nur wenige Eingeweihte gewußt hatten, wurde jetzt an jedem Biertisch besprochen und gab zu unendlichen, mehr oder minder romanhaften Mutmaßungen Anlaß.

Wir beide, Julie und ich, verrieten uns mit keiner Silbe. Gleich nachdem die Nachforschungen ruchbar geworden waren, kam sie ins Haus gestürzt und nahm mir den erneuerten Schwur ab, daß ich von dem Geheimnis, das ihr fast wider Willen gegen mich entschlüpft sei, schweigen solle, bis das Fräulein selbst es offenbare. Diese wiederholten Einschärfungen hatten zur Folge, daß ich, sobald nur von dem Grab die Rede war, mich verfärbte und innerlich zu beben anfing, als ob ein von meiner Hand Ermordeter darin verborgen läge.

Die Generaldirektion sandte nun einen Oberbaurat aus der Residenz nach Ilgenau, um zu untersuchen, ob sich kein anderer Platz für den Bahnhof finden lasse als das Entreß-Plessensche

Grundstück. Doch konnte dieser der Wahl des Ingenieurs nur beipflichten. Auch ein Blinder mußte sehen, daß der Bahnhof, wenn er dem Zweck, zu dem er erbaut wurde, richtig entsprechen sollte, an der geplanten Stelle am besten stand. Von hier war nur ein kurzer Weg zur Klaryschen Ziegelei, und die Verbindung konnte mit den geringsten Kosten hergestellt werden. Außerdem lag der Ort am Ende der Dorfstraße und nur einige hundert Schritte von der Brücke entfernt, die den Verkehr mit der nächsten größeren Ortschaft vermittelte. Der Bahnhof war also an diesem Fleck — was für einen Bahnhof ein Hauptpunkt ist — von allen Seiten am leichtesten zu erreichen.

Gleichwohl, so lautete das Gutachten, ließe sich für die Ilgenauer Bahnstation noch eine zweite Stelle in Betracht ziehen, nämlich der „Brühlhof", der eine kleine Strecke außerhalb des Dorfes lag und teilweise von der abgesteckten Bahnlinie durchschnitten werde. Doch wäre damit für Fräulein von Plessen nichts gewonnen. Ihr Anwesen, ebenso das Entreßsche, müßte dennoch fallen, weil Herr Klary sein Zufahrtsgeleise nach dem Bahnhof keinen anderen Weg führen könnte als durch eben diese Grundstücke; nur daß das Geleise um etliche hundert Fuß länger und dementsprechend kostspieliger werden müßte. Und wenn dabei auch die betreffenden Wohnhäuser geschont werden könnten, so würden doch die Gärten so verschändet,

daß von einem Genuß derſelben keine Rede mehr wäre.

Er riet deshalb Herrn Klary, eine gütliche Verſtändigung mit dem Fräulein anzubahnen, und ſchied von Ilgenau, ohne die Frage zum Austrag zu bringen.

In dieſem Gutachten ſah Doktor Hellmuth, der immer mehr ins Geſchirr ging, eine vielverſprechende Wendung. War die Verlegung des Bahnhofs einmal für techniſch möglich erklärt, ſo hoffte er ſie auch durchſetzen zu können, und mit dem Zufahrtsgeleiſe glaubte er gleichfalls fertig zu werden. Wieſo, ſetzte er im Entreßſchen Hauſe einleuchtend auseinander.

„Das Grundſtück für den Bahnhof," ſagte er, „wird vom Staat gefordert und ſoll einem öffentlichen Zwecke dienen, müßte alſo dem Staat überlaſſen werden, ſobald er ernſtlich vorginge. Das Zufahrtsgeleiſe aber iſt ein Privatunternehmen und dient einer privaten Nützlichkeit. Wir halten uns an den Buchſtaben. Privatunternehmungen unterſtehen einem anderen Rechtsparagraphen als die öffentlichen. Wird nur erſt die Station am Brühlhof gebaut, ſo will ich dem Zufahrtsgeleiſe ſo viele Hinderniſſe in den Weg legen, daß Herr Klary an mich denken ſoll. Und wenn wir auch ſchließlich nicht den Sieg behalten, ſo will ich die Sache doch ſo lange hinziehen, daß das Fräulein unterdeſſen Zeit hat, auf ihrem Beſitztum ruhig an Altersſchwäche zu ſterben."

Onkel Entreß ging mit Vergnügen auf dieſe Spitzfindigkeiten ein. Denn wenn ihm auch an der Erhaltung ſeines Gutes wenig gelegen war, ſo freute es ihn doch, das Fräulein aus der Bedrängnis gerettet zu ſehen, und vielleicht noch mehr, ſeinem alten Widerſacher ein Bein zu ſtellen. Thekla aber betrübte ſich, daß die gute Sache ſolche Winkelzüge nötig habe, und der Juriſt lächelte nachſichtig über dieſe weibliche Schwäche.

Der Doktor kam fleißig ins Haus, um Thekla von allen ſeinen Bemühungen in Kenntnis zu ſetzen. Allmählich aber ſchien es, als ob ſeine Beſuche dem Onkel Entreß zu viel würden. Sobald er ihn kommen ſah, verließ er das Haus unter den Zeichen einer großen Mißſtimmung. Dies tat er zwar auch ſonſt, wenn ſeine Frau Beſuch empfing, nur pflegte er dann ſeinen Hunden zu pfeifen und in den Forſt oder ins Wirtshaus zu gehen. Wenn aber Doktor Hellmuth um den Weg war, ſo ſtampfte er in Hof und Garten umher, ſah häufig nach, ob der Beſucher noch nicht gehe, ſchalt die Mägde und war ſogar gegen uns Kinder unwirſch, was ſonſt niemals vorkam. Dafür wurde auch ſein Betragen von unſeren Kinderaugen ſcharf beobachtet.

Das Fräulein war unterdeſſen vom Krankenlager erſtanden und ging wie ſonſt im Strohhut und den Filethandſchuhen gärtelnd und mit ſich ſelber redend unter ihren wiederhergeſtellten Ra-

hatten auf und ab. Man hatte sie vorsichtig vom Stand der Dinge in Kenntnis gesetzt, aber sie war im Kopf noch schwach und brachte alles durcheinander. Sie lächelte beständig wie im Traum, und auch in Gegenwart Dritter sprach sie laut mit den Unsichtbaren. Über die jüngsten Ereignisse schien sich ihr ein Schleier gelegt zu haben, dagegen setzte sie Julie oft durch die Stärke ihres Gedächtnisses in Erstaunen, wenn sie gegen die junge Freundin anfing: „Weißt du noch — Anno dazumal —“ und dann irgendeine Geschichte aus dem Anfang des Jahrhunderts hervorbrachte, als ob Julie sie mit erlebt hätte. Meist wurden solche Erinnerungen durch dieses oder jenes Plätzchen im Garten, an das sie sich knüpften, geweckt, und noch nie hatten die Freunde ihre unauflösliche Zusammengehörigkeit mit ihrem Grund und Boden so deutlich empfunden wie in diesen Wochen.

Eines Nachmittags kam Doktor Hellmuth wieder einmal mit seinen gelben Glacéhandschuhen zu Tante Thekla. Der Onkel stand im Hof und peitschte aus Wut seine Hunde, weshalb es mir drunten nicht gemütlich war und ich vorzog, mich im Nebenzimmer herumzudrücken. Es war mir zwar keineswegs verboten, bei diesen Besuchen im Zimmer zu sein, im Gegenteil, Thekla rief mich, wann es nur immer anging, herein, aber des Mannes Gesicht war mir in der letzten Zeit so unangenehm geworden, daß ich ihm aus dem Wege ging.

Ich hörte ihn vom Nebenzimmer aus wie gewöhnlich reden, doch allmählich wurde seine Stimme leiser und sank bis zum Flüstern. Und plötzlich vernahm ich etwas wie ein Rücken von Stühlen, dann einen Schrei und ein Klatschen, wie wenn ein nasses Tuch gegen einen Stein geschlagen wird.

Im Schreck, daß der Tante ein Leid widerfahren sein könnte, stürzte ich ohne weiteres zur Türe hinein. Da sah ich Thekla mit flammenden Augen im Zimmer stehen und vor ihr zornig und verstört Herrn Hellmuth, dessen eine Wange todesbleich, die andere feuerrot war. Thekla flog mir entgegen und riß mich an sich, während Doktor Hellmuth, ein paar unverständliche Worte stammelnd, das Weite suchte. Die Tante brach in Tränen aus und schluchzte: „Welch eine Schlechtigkeit! So kann eine arglose Frau mißverstanden werden!“ wodurch mir die seltsame Szene noch seltsamer erschien. Endlich ließ sie mich gar noch versprechen, von dem Vorgang niemand ein Wort zu sagen, und ich verschloß, nicht ohne eine gewisse Genugtuung, ein zweites Geheimnis in meiner Brust.

Doch blieb ich nicht die einzige Seele, die es teilte; denn am selben Abend hatten Onkel und Tante eine lange Unterredung miteinander, wobei wir junges Volk hinausgeschickt wurden. Als ich später zufällig wieder an der offen gebliebenen Tür vorüber mußte, hörte ich den Onkel sagen:

„Es war recht einfältig von dir, daß du den Mann nicht von Anfang an durchſchaut haſt.“

Er ſprach aber nicht in dem brummigen Ton, den er ſonſt gegen ſie anſchlug, ſondern um vieles freundlicher. Und gleich darauf ſetzte er hinzu:

„Biſt ein braves Weibchen — komm, da haſt du einen Kuß.“

Das alles verurſachte mir unendliches Kopfzerbrechen und ließ mich ahnen, daß die Welt der Großen doch viel verwickelter ſei, als ich bisher gedacht hatte.

So viel wurde mir in den nächſten Tagen klar, daß der wichtige Doktor Hellmuth mehr verſprochen hatte, als er halten konnte, und dieſem Umſtand ſchrieb ich ſchließlich die gegen ihn eingetretene Erkaltung zu.

Dem Fräulein wurde nämlich vom Enteignungsgericht aus angezeigt, daß ihr Einſpruch als unhaltbar verworfen, dagegen aber die Entſchädigungsſumme freiwillig erhöht worden ſei; ſie werde erſucht, ſich ſchleunigſt nach einem anderen Wohnſitz umzuſehen, widrigenfalls die Enteignung zwangsweiſe vorgenommen werden müßte.

Jetzt ſtand man mit einem Schlage vor dem Äußerſten; denn daß mit Geld dem Fräulein nichts vergütet werden konnte, lag auf der Hand. Julie raſte wie eine Feuerflamme von Haus zu Haus, hielt Reden an das Landvolk und rief die männliche Jugend, ihre Brüder voran, zum Schutz des Fräu-

leins auf. Sie ſollten ſich unter den Befehl des Herrn von Entreß ſtellen und des Fräuleins Tür gegen die Expropriationskommiſſion verteidigen.

Ihre Beredtſamkeit blieb nicht ohne Wirkung, denn Julie war ſelber ein Kind des Volks und verſtand die Saiten zu treffen, welche klangen.

Sie erinnerte an das ſo lange Zeit von der Familie Pleſſen ausgeübte Patronat ſowie an die Wohltaten, die das Fräulein unermüdlich auch nach ihrer Verarmung noch geſpendet hatte, und ſprach von Herrn Klary als einem „hergelaufenen Menſchen“, der dem ganzen Ort zum Schaden ſei. Dieſer hatte ſich ſchlechterdings, trotz ſeiner Bemühungen um Volkswohl und Aufklärung, bei den Landleuten keinen Dank verdient. Man nahm es ihm übel, daß er die Äcker, die unterdeſſen Feldfrüchte tragen konnten, brach liegen ließ und dadurch viele ländliche Tagelöhner beſchäftigungslos machte. Auch hatte der Schulmeiſter die Überzeugung geäußert, die Eiſenbahn werde durch ihren Kohlendampf künftig die Ernte verſchlechtern, und die ganze Bauernſchaft, mit Ausnahme des Schulzen, ſchwor auf die Worte ihres Schulmeiſters, weil er ihnen von klein auf die Hochachtung vor ſeiner Weisheit mit dem Stock eingebleut hatte.

Sobald das Fräulein ſich am Zaun oder auf der Altane blicken ließ, riefen ihr die Vorübergehenden zu: „Nur dableiben! Wir laſſen Ihnen kein Unrecht geſchehen!“ Und wie man ſich ſchon bei

den Arbeiterunruhen mit dem Gedanken an Selbſthilfe vertraut gemacht hatte, ſo nahm man auch jetzt die Sache nicht ſchwer, ſondern rückte, ein Dutzend Mann ſtark, mit Senſen und Dreſchflegeln vor der Pleſſenburg auf, zum unendlichen Vergnügen der Idiotin, die an ihrem Zaune ſtand und dieſer kriegeriſchen Jugend die freundlichſten Grimaſſen ſchnitt. — Herr von Entreß hatte übrigens den Oberbefehl abgelehnt.

Um Unannehmlichkeiten zu verhindern, wollte ſich der Pfarrer nebſt anderen Honoratioren ins Mittel legen, damit das Fräulein ihre Garde entlaſſe und ſich der Entſcheidung des Gerichts unterwerfe. Aber das Fräulein ließ niemand mehr vor ſich, weder Freund noch Feind. Sie lebte jetzt in einem völlig apathiſchen, viſionären Zuſtand, in dem ſie die Außenwelt nur unvollkommen wahrnahm. An ihrer Stelle ſchaltete Julie, auf deren Veranlaſſung unter den Augen der Deputation die Schutzmannſchaft mit Moſt und Brot geſtärkt wurde.

Von amtlicher Seite erhielt jetzt Herr von Entreß die Aufforderung, das Fräulein zum gütlichen Nachgeben zu bewegen, weil man ſich ſonſt auf unliebſame Ereigniſſe gefaßt zu machen hätte.

Während dieſe Vorgänge ſich abſpielten, ſandte Doktor Hellmuth an Tante Thekla einen von kalter Bosheit geſchwollenen Brief, der eine zerſchmetternde Wirkung hervorbrachte. Dieſes Schreiben,

das noch jetzt unter den Reliquien jener Zeit erhalten ist, lautete folgendermaßen:

„Gnädige Frau!

„Obgleich Sie mich in so brüsker Weise aus Ihrem Hause entfernten, halte ich es dennoch für meine Pflicht, Ihnen über die Ausführung des mir gewordenen Auftrags Bericht zu erstatten.

„Ich habe mich vor allen Dingen bei Ihnen zu bedanken, daß sowohl ich selbst wie andere ins Spiel gezogene Personen die Opfer einer lächerlichen Mystifikation geworden sind.

„Das angebliche Grab, über dessen Inhaber niemand Auskunft geben konnte, ist überhaupt kein Grab, sondern nur eine gefühlvolle Gartendekoration.

„Nach Mitteilungen, die ich bei noch lebenden Gliedern der Familie von Plessen einzuziehen in der Lage war, verhält sich die Sache wie folgt:

„Eine von Plessensche Ureltermutter, die eine schöne Seele war, hatte in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den sinnreichen Einfall, über einem leeren Rasenstück ein Grabmonument zu errichten und dasselbe mit einem Ossianschen Vers, der in „Werthers Leiden“ zitiert ist, zu schmücken. Dieser Vers gab Veranlassung, daß man die Stelle „Werthers Grab“ nannte.

„Die Enkelin, welche in den Fußtapfen der Ahnfrau wandelt, behielt, wie bekannt, nach dem

Verkauf des Gutes denjenigen Teil zurück, in dem das sogenannte „Grab“ sich befindet.

„Nach dem Tode ihres Verlobten, der ungefähr vierzig Jahre nach dem Bau des Grabes stattfand, bepflanzte sie den Hügel mit Blumen und ließ das griechische Wort Χαῖρε dort einmeißeln als Abschiedsgruß an den Verblichenen. Derselbe war ein gewisser Karl Edler von Perglas, Student der klassischen Philologie, welcher die damals herrschende Mode des Philhellenismus mitmachte, mit anderen Schwärmern nach Griechenland ging und am 16. Juli 1822 in der Schlacht von Peta das Leben verlor.

„Nachdem Fräulein Luise von Plessen sich von der Welt zurückgezogen hatte, nahm sie die Gewohnheit an, jährlich an seinem Todestag das sogenannte Grab mit Kränzen zu schmücken, wobei zunächst, wie es scheint, nur seine Seele als dort wohnhaft gedacht wurde.

„Erst in späteren Jahren, als die geistigen Fähigkeiten des Fräuleins abzunehmen begannen, hegte und nährte sie den Wahn, daß fraglicher Rasenfleck wirklich die irdischen Reste ihres Geliebten umschließe.

„Durch ihre Schwester Franziska, die gleichfalls an visionären Zuständen litt, wurde sie in diesen Phantasien bestärkt, und beide Damen trieben mit dem Grabe einen Kult, der allerdings geeignet war, in der Umgebung den Glauben zu erwecken, daß

ein ſehr naheſtehendes Glied der Familie dort beſtattet ſei.

„Nachdem dieſer Irrtum beſeitigt war, hatte ich keine andere Aufgabe mehr, als den erhobenen Einſpruch zurückzuziehen und an zuſtändiger Stelle die Myſtifikation, welche zu dem bedauerlichen Schritte Anlaß gab, aufzuklären.

„Von dem Bittgeſuch an Seine Majeſtät mußte unter dieſen Umſtänden natürlich gleichfalls abgeſehen werden.

„Ich lege alſo das mir anvertraute Mandat mit dem Ausdruck des größten Bedauerns in Ihre Hände zurück und zeichne . . .“

Es war dem Briefe anzufühlen, wie ſehr der Schreiber das Staunen, den Verdruß, die Beſchämung, die Thekla beim Leiſen empfinden mußte, im voraus genoſſen hatte. Das war die kleinliche Rache, die er ſich gönnte. Denn an der Richtigkeit der feſtgeſtellten Tatſachen, ſo überraſchend ſie klangen, konnte niemand zweifeln, weil ſich ſo allein das bisher Unerklärliche erklären ließ. Damit war natürlich die Sache des Fräuleins endgültig verloren.

Der Eindruck des Briefes war ein ſolcher, daß er bei dem Onkel Entreß einen ſeiner nicht ſeltenen jähen Geſinnungsumſchläge hervorbrachte.

„Jetzt muß der Unfug aber auch gleich ein Ende haben,“ rief er zornig. „Du, Thekla, gehſt augenblicklich hinüber, zeigſt ihr den Wiſch und machſt ihr

klar, daß ſie die Bauern wegzuſchicken und ſich in das Unvermeidliche zu fügen hat. Es ſei genug, ſagſt du ihr, daß wir alle uns um ihretwillen lächerlich gemacht haben, wir wollen nicht auch noch blutige Köpfe für die Narretei.“

Thekla ſah ihn in ſprachloſer Beſtürzung an.

„Das ſoll ich ihr ſagen?“ hauchte ſie ohne Stimme.

„Nun, dann ſage ihr, was du willſt, aber zeige ihr den Brief und mache der Dummheit ein Ende.“

Thekla verwahrte ſich aufs neue. In dem Brief ſeien die heiligſten Erinnerungen boshaft und grauſam entweiht und ein harmlos frommer Wahn, an dem ein edles Herz ſich aufgerichtet habe, ins Lächerliche gezogen.

„Iſt es nicht hart genug,“ rief ſie faſt weinend, „daß unbarmherzige Menſchen ſie in ſo hohen Jahren aus den altgewohnten Räumen forttreiben! Sollen auch noch die Freunde kommen und rückſichtslos in das Heiligtum ihres Herzens greifen, ihr den pietätvollen Glauben zerſtören, der ein Teil ihrer ſelbſt geworden iſt! Glaube mir, Ulrich, wir würden eine fürchterliche Verantwortung auf uns laden.“

Onkel Entreß machte noch ein paar brummige Einwendungen, dann ließ er ſich überzeugen.

Beide kamen überein, daß man über die Hellmuthſchen Entdeckungen dem Fräulein gegenüber völlig zu ſchweigen und die Annahme eines wirklichen Grabmals aufrechtzuerhalten habe; daß man

aber die Unterwerfung unter den Spruch der Behörde als ein freiwilliges Opfer des Patriotismus und der Nächstenliebe von ihr fordern und ihr einen ehrenvollen Abzug bereiten müsse.

Es entstand noch ein kleiner Streit zwischen beiden, wem das saure Amt zufalle; doch wußte Thekla ihrem Gatten klarzumachen, daß es ihrer Persönlichkeit durchaus am nötigen Gewicht zum Eingreifen fehle, und seufzend begab er sich endlich selber auf den Weg.

Aber seine Diplomatie war schon durch den Gang der Ereignisse überholt. Julie hatte früher als er von den Ausgrabungen des Doktor Hellmuth erfahren, und, empört über die Unterstellung, daß die verehrte Grabstätte nur ein Dekorationsstück wie die künstliche Ruine und der chinesische Tempel sei, war sie zu ihrer Gönnerin gestürzt, hatte sich als Mitwisserin des Geheimnisses enthüllt und um die Erlaubnis gebeten, mit der Eröffnung der Wahrheit heraustreten zu dürfen. Denn so weit, sagte sie, würde ja die Roheit niemals gehen, daß man es wagte, die Stätte zu schänden, wo ein edler Freiheitsheld den letzten Schlummer schlafe.

Das Fräulein nahm ihre Nachricht ganz ruhig auf; es zeigte sich, daß auch Julie nicht die erste war, die sie ihr brachte. Ob die Unsichtbaren sie ihr im Windhauch zugetragen, ob sie sie auf prosaischerem Weg erfahren hatte, weiß ich nicht; genug, sie war unterrichtet.

„Schweige," ſagte ſie und legte ihrer Getreuen die Hand auf den Mund. „Ich weiß alles. Mögen ſie kommen und den Hügel zerſtören. Was darunter liegt, können ſie nicht antaſten, es wird mir folgen, wohin ich gehe."

Der bedeutungsvolle Ton, den ſie in dieſe Worte legte, ließ Julie ahnen, daß es ſich um tiefere Geheimniſſe handelte, und jagte ihr einen Schauer über den Leib. Sie erzählte ſpäter, das Fräulein habe bei dieſer Unterredung verklärt wie eine Heilige und ſtrahlend wie eine Braut vor ihr geſtanden.

Sie hieß die weinende Julie ſtandhaft ſein, weil jeder Trennung ein Wiederfinden folge. Für ſie ſei jetzt die Stunde des höchſten Glückes nahe, bald werde ſie ſich mit ihren vorangegangenen Teuren vereinigen, denn ihr irdiſches Sein ſei an dieſen Ort geknüpft und ſie werde nun nicht lange mehr leben. Aber wenn die Zeit erfüllt ſei, ſo werde ſie auch ihre jüngeren Freundinnen zu ſich rufen.

Aus den Andeutungen, die ſie Julie machte, ging hervor, daß ſie ſeit den letzten Wochen in einem geſteigerten myſtiſchen Verkehr mit dem längſt verſtorbenen Freunde zu ſtehen glaubte, und daß ihr der Entſchluß, zu gehen, ſchon von ihm ſelber eingegeben war, bevor die jüngſte amtliche Aufforderung ſie erreicht hatte.

Ihre erregte Phantaſie, in der moderner und antiker Okkultismus ſich wunderſam miſchten, gab

ihr den festen Glauben ein, daß sie sich nur vor seinen Hügel zu stellen und ihn laut beim Namen abzurufen habe, damit sein Schatten ihr an den neuen Wohnort folge.

Was aus den Gebeinen werden sollte, sagte sie nicht. Doch da dieselben nach ihrer Überzeugung durch einen bloßen Willensakt des Verstorbenen an diese Stelle versetzt worden waren, so mußte sie ihm auch die Fähigkeit zutrauen, sie von da wieder wegzunehmen, und wo es ihm beliebte unterzubringen.

Onkel Entreß kam ganz verdutzt von seinem Besuch bei dem Fräulein zurück. Sie hatte ihn gar nicht zu Worte kommen lassen.

„Es ist wahr," unterbrach sie ihn, sobald er zu reden anhob, „ich hatte gehofft, auf dieser Scholle, die mir vom Erbe meiner Väter allein noch übriggeblieben ist, zu sterben. Aber wenn das Wohl meiner Mitbürger dieses Opfer von mir fordert, so bin ich bereit, zu gehen."

Er wollte ihr noch einen Trost gewähren, indem er die Verpflichtung übernahm, daß, wenn man je auf menschliche Überreste stoßen sollte — was aber bei der Länge der Zeit sehr unwahrscheinlich sei —, dieselben mit aller Schonung und Pietät behandelt werden sollten, und daß er selber für schickliche Verpflanzung des Grabsteins Sorge tragen werde.

„Man wird gar nichts finden," antwortete das Fräulein mit ruhiger Überlegenheit, „und Sie

brauchen ſich nicht zu bemühen, lieber Freund, ich danke Ihnen.“

Sie ſchien noch über ihre frühere Größe hinaus gewachſen und wie ein höheres Weſen.

Darauf ging ſie und entließ mit der Hoheit einer Königin, die ſich zur Abdankung entſchließt, ihre Schutzmannſchaft.

*

Heller Sonnenſchein glänzte auf den weißen Wänden und den blanken Scheiben des Schweizerhäuschens, und außen auf der ſtaubigen Landſtraße ſtand ein hochbepackter Möbelwagen. Etwas abſeits im Pappelſchatten hielt ein zweiſpänniges Reiſegefährt, und in dieſem ſaß das Fräulein im ſchwarzen Kleid, das ſie nur einmal zuvor, bei der Beerdigung ihrer Schweſter Franziska, getragen hatte. Ich erkannte ſie kaum, nicht nur weil ihr der Schäferhut und die weißen Gewänder fehlten, ſondern weil ihr roſiges, faltenloſes Geſicht ſich über Nacht mit Runzeln bedeckt hatte und greiſenhaft geworden war. Aber die Bewegungen, mit denen ſie ſich von jung und alt verabſchiedete, waren ſo königlich wie je.

Als ſie abfahren wollte, ereignete ſich noch ein peinlicher Zwiſchenfall. Die Blödſinnige hatte ſich mit ſichtlichem Vergnügen ein neues Kleid anziehen und eine friſche Haube aufſetzen laſſen, doch als ſie merkte, um was es ſich handelte, ſperrte ſie ſich und wollte die gewohnten Räume nicht verlaſſen.

Da kein Zureden half, auch des Fräuleins Rufen und Winken vergeblich war, verſuchte man Gewalt anzuwenden; aber ſie klammerte ſich mit Geſchrei an den Türpfoſten und ſtieß die greulichſten Schimpfreden aus, bis in Eile Onkel Entreß herankam und ihr galant den Arm reichte, um ſie wie eine Dame an den Wagen zu führen. Da lachte ſie mit dem ganzen Geſicht unter ihrer weißen Schlafhaube und folgte ihm ohne Widerſtand. Das Fräulein bot dem alten Freunde noch einmal dankend die Hand, dann wirbelte der Staub über dem rollenden Wagen auf, und Ilgenau ſah ſie niemals wieder.

... Nach ihrer Abreiſe wurde Julie ein ewig rinnender Tränenſtrom. Ihr Idealismus hatte ſeine Heimſtätte verloren, beſonders da auch Thekla auf dem weit entfernten Jägerhaus ihr nur noch ſchwer erreichbar war. Die anderen Frauen hatten nur in erborgtem Lichte geglänzt und konnten Julie nichts weiter bieten; ſie wandten ſich auch, eine um die andere, der neugebackenen Kommerzienrätin Klary zu.

Julie ſollte die Eröffnung der Eiſenbahn nicht erleben; ihre ganze Natur zehrte ſich in Heimweh auf. Doch traf ſie noch der Schmerz, den Tod ihrer vergötterten Freundin erfahren zu müſſen. Das Fräulein hinterließ Julie ihre heiligſten Beſitztümer: das Bildnis des ſchönen Jünglings im Saffianfutteral und jenes Stammbuchblatt, wovon Julie mir einmal vorgeſchwärmt hatte. Was aus

dem Bilde geworden iſt, weiß ich nicht; das Blättchen aber ſchenkte mir der Müller zum Andenken, als ich nach vielen Jahren wieder einmal auf die Sägemühle kam.

Es ſteht darauf von Männerhand geſchrieben: „Wert iſt der Schmerz, am Herzen des Menſchen zu liegen und Dein Vertrauter zu ſein, o Natur. Denn er nur führt von einer Wonne zur andern, und es iſt kein anderer Gefährte denn er.“ — Darunter: „Hyperion“, aus welcher Unterſchrift Julie geſchloſſen hatte, daß dies der Name des Schreibers geweſen ſein müſſe.

Die ſchönen Worte hatte Julie ſich zur Grabſchrift gewünſcht, und ihre Angehörigen waren auch bereit, ihr Verlangen zu erfüllen; aber der Pfarrer widerſetzte ſich, weil er nicht wußte, ob der Spruch von einem heiligen oder einem unheiligen Verfaſſer komme. So erhielt ſie nur den üblichen Scheidegruß: „Ruhe ſanft!“

Jetzt war von dem idealen Ilgenauer Frauenkreiſe Thekla allein übrig. Von dieſem Opfer der Liebe ſei noch berichtet, daß ihr Herzenswunſch nach Jahren in Erfüllung ging, indem ihre Ehe durch ein Kind geſegnet wurde. Aber das ſpäte Mutterglück koſtete ihr das Leben. Denn durch den Eigenſinn ihres Mannes, der ſich mit dem Arzt verfeindet hatte, kam ſie in ungeſchickte Hebammenhände und litt entſetzlich. Doch war ſie ſtolz und glücklich, ihr Ziel erreicht zu haben, und ſtarb wie

eine Heldin. Das Kleine überlebte ſie aber nur um wenige Stunden und wurde mit ihr in einen Sarg gelegt.

Nach Theklas Tod kamen wir Kinder nicht mehr nach Ilgenau. Wohl aber beſuchte Onkel Entreß uns häufig in der Stadt; doch ſah man, daß er nicht mehr der Alte war: Theklas Verluſt ging ihm näher, als irgend jemand geahnt hatte. Durch einen ſeltſamen Bann dachte er immerfort an die Verſtorbene.

Später geriet er unter die Fuchtel einer geldgierigen Haushälterin, die mit dem ſchwächer werdenden Manne anfangen konnte, was ſie wollte. Nur das eine erreichte ſie nie, ſo ſehr ſie ſich darum bemühte: Theklas Nachfolgerin zu werden.

Das Wunderliche aber war, daß er die Kleider der Verſtorbenen, ſoweit man ſie ihr nicht ins Grab mitgegeben hatte, nun faſt ebenſo zärtlich pflegte, wie ſie ſelbſt zu ihren Lebzeiten getan hatte. Sie wurden immer ſorgfältig geklopft, vor Staub und Mottenfraß behütet, und die Haushälterin durfte ſich niemals eines davon aneignen. Die leeren Hüllen genoſſen jetzt alle die Ehren und Treuen, nach denen die arme Frau ihr Leben lang vergebens geſeufzt hatte. Und nach des Onkels Tode mußten ſie laut teſtamentariſcher Verfügung alle auf einem Haufen verbrannt werden.

Mit Herrn von Entreß verſchwand der letzte Veteran der alten Garde von Ilgenau.

Ich weiß, sie würden in der heutigen Welt keine glänzende Rolle spielen, meine Freunde von ehedem. Aber als ich das letztemal die zur großen Verkehrsstraße gewordene Lindachbahn befuhr und in unzähligen Fabrikschlöten sowie einem Arbeiterspital die Zeichen des industriellen Fortschritts vor Augen hatte, mußte ich dennoch zu mir selber sagen: die Eisenbahn, der jene weltvergessenen Erdenwinkel so großen Segen verdanken, wie viel Schönes hat sie zugleich mit dem Moder unwiederbringlich hinweggefegt! Ein Geschlecht, das auf dem engsten Raume die ganze Welt umschloß.

Der Zug stand still, der Schaffner riß die Tür des Abteils auf und schrie mit barscher Kommandostimme: „Station Ilgenau! Fünf Minuten Aufenthalt!“

Da war es mir einen Augenblick, als sehe ich auf der Drehscheibe zwischen Geleise und Güterschuppen eine hohe, weiße Gestalt im Florentiner Strohhut stehen und händeringend in die Erde versinken.

Genau dort war die Stelle, wo „Werthers Grab“ sich befunden hatte.

Der Reisesack

Es war ein gegenseitiges Erstaunen, als er zum ersten Male die Eisenbahn sah und die Eisenbahn ihn. Er bestand nämlich beinahe ganz aus einer sauberen, altväterischen Straminarbeit. Nur oben lief ein eiserner Bügel mit Ledergriff, der aber seiner Pflicht, den Reisesack zu verschließen, wegen hohen Alters nur noch unvollkommen nachkam. Seine Vorderseite nahm ein Wappenschild in ihrer ganzen Höhe und Breite ein. Auf dem Rücken dagegen war er völlig grün, wie die schönste Frühlingswiese, mit einem Rosenstrauß in der Mitte.

Seine Anfänge lagen weit zurück in der Dämmerung der Zeiten.

Eine Ahnfrau hatte ihn als Braut gestickt und mit zarten, weißen Händen das Wappen ihres Erwählten hineingewirkt, ein sehr einfaches, weil uraltes Freiherrnwappen: drei rote Schrägbalken im weißen oder, um es heraldisch zu sagen, im silbernen Feld und ein das Wappenschild überragender Helm mit zwei roten und einer silbernen Feder.

Der Reisesack war gerade zu rechter Zeit fertig geworden, um ein feudales Liebesglück auf die Hochzeitsreise zu begleiten. Damals hatte er sich mit der Welt im Einklang gefühlt; ehrfurchtsvolle Dienerhände schnallten ihn auf den Reisewagen

und holten ihn bei der Ankunft vorsichtig wieder herunter; die Gegenstände, die er enthielt, und seine ganze Umgebung paßten zu ihm; wohin er kam, da fand er sich von den Gegenden und den Baulichkeiten, von breiten Treppen, langen Korridoren, von waffenblinkenden Rittersälen, von feierlichen Vorzimmern, vom Wiehern edler Rosse, von den gestickten Hofuniformen der Herren und starrenden Seidenroben der Damen und nicht zum wenigsten von den Menschen selber angemutet. Zeit der Jugend und des Glanzes, deren er den ganzen Rest seines Lebens hindurch mit Wehmut gedachte!

Dann kamen auch für ihn die Tage, von denen es heißt, „sie gefallen mir nicht". Er lernte gemeinsam mit seinen Herrn die Wandelbarkeit des Glückes kennen. Vorbei das vornehme Reisen in eigener freiherrlicher Karosse mit dem lustigen Pferdewechsel an den Poststationen. Er mußte es lernen, im gemeinen Postwagen zu fahren neben den Mantelsäcken bürgerlicher Passagiere und sich von groben Postillionshänden hin und her schieben zu lassen. Das dauerte wieder ein Menschenalter; doch da er nicht gar zu oft auf Reisen ging, blieb wenigstens noch in seiner Erscheinung die angeborene Vornehmheit haften.

Dann tat er einen langen und tiefen Schlaf auf dem Dachboden einer Mietwohnung, und als er wieder ans Licht gezogen wurde, da war es mit seiner Herrlichkeit vorbei; die Motten waren an

ihn gekommen und hatten eine Feder seines Helms und den Rosenstrauß auf seinem Rücken angefressen.

Von den frommen Händen einer alten Stiftsdame gestopft, trat er eine neue Reise an, und bei dieser Gelegenheit war es, daß er zum erstenmal mit dem Getriebe eines Bahnhofs, mit dem Anblick der Lokomotive, der Schienen, mit dem Rauch und Gerassel der Eisenbahn bekannt wurde.

An jene Reise konnte er nur mit Entsetzen zurückdenken, und so oft er seitdem das Wort „Eisenbahn" hörte, schüttelte ihn das Grauen. Und doch war dem vollen Kelche Wermut noch ein Tropfen Süßigkeit beigemischt. Er befand sich wenigstens in adligen Händen, in Händen, die ein Siegelring mit demselben Wappen schmückte, das auch das seinige war. Und diesen Händen mußte er sogar sehr teuer sein, denn sie hielten ihn krampfhaft fest, sie ließen ihn während der ganzen Eisenbahnfahrt keinen Augenblick fahren. Er hörte eine Stimme sagen: „Stellen Sie ihn in die Ecke, Gnädige — es ist Platz genug."

Und darauf die ängstliche Antwort: „Ach nein, ach nein, ich will ihn lieber auf dem Schoße behalten; er könnte mir sonst gestohlen werden."

Ja, seinem wahren Wert, das fühlte er, hatte der gesellschaftliche Niedergang nichts anhaben können.

In seinem zwiespältigen Innern trug er auf der einen Seite etwas feine, duftende Wäsche, mit

der Freiherrnkrone gezeichnet, auf der anderen ein Gebetbuch und den Gothaſchen Kalender.

Aber die Welt, wie war ſie verändert, ſeit er ſie zum letztenmal vom Dach eines Poſtwagens aus geſehen hatte! Was für ein Wahnſinn war in ſie gefahren! Es war, als befände ſie ſich in einer raſenden Fluchtbewegung; die Bäume und Häuſer, die Felder und die Dörfer flogen nur ſo weg, Berge kamen und gingen, man ſah ſich auf ſchwebenden Brücken, durch deren Eiſengitter breite Waſſer blinkten, und gleich darauf waren Brücken und Waſſer ſchon in weiter Ferne geſchwunden; als ſchwarze, funkenſprühende Koloſſe donnerten die Schnellzüge vorüber. Der Reiſeſack und ſeine Trägerin befanden ſich in der gleichen wirbelnden Betäubung, und die beiden alten Leutchen klammerten ſich aneinander feſt, um nicht den Schwindel zu bekommen.

Und ſo oft an der geöffneten Tür der Schaffner erſchien, wandte ſich die alte Dame in namenloſem Bangen und zitternder Aufregung an ihn, ob ſie auch ganz gewiß nicht in einen falſchen Zug geraten ſei, wie weit ſie noch bis zur Endſtation habe, und was dergleichen beſorgte Fragen mehr waren, die, kaum beantwortet, ſich in neue Zweifel verwandelten, bis endlich den Schaffner die Geduld verließ, daß er ſie barſch anfuhr, worauf ſie nicht mehr den Mut fand, ihre Fragen zu wiederholen, ſondern als ein ſtummes Bild der Angſt, den

grünen Reiſeſack auf dem Schoß, in ihrer Ecke ſaß. Der ſchweigende Gefährte fühlte das unruhige Schlagen ihres Herzens, und aus beider Seelen erhob ſich zu gleicher Zeit das ſtumme Gebet, kein zweites Mal vor dieſe Prüfung geſtellt zu werden.

Wieder verging ein Jahrzehnt, währenddeſſen ſeine Ruhe nicht weiter geſtört wurde. Er ſchlummerte, voll gepackt mit Briefen, die alle mit Grafen- und Freiherrnkronen geſchmückt waren und nach einer ſchöneren Vergangenheit dufteten, friedlich von alten Zeiten träumend, im Grund einer breiten und tiefen Truhe. Eher hätte er des Himmels Einſturz erwartet als das, was ihm noch bevorſtand.

Eines Tages wurde er aus ſeinem Schlupfwinkel hervorgeholt, der Papiere entledigt und vor die Aufgabe geſtellt, ein junges Mädchen auf ihrem erſten Fluge in die Welt zu begleiten. Der alte Knabe weigerte ſich nicht, trotz der Schrecken, die auf der letzten Reiſe über ihn ergangen waren, ſondern gedachte der ritterlichen Deviſe: „Fay ce que dois, avienne que pourra.“ Er ließ ſich mit Toilettengerät und anderem Mädchenbedarf die beiden Taſchen vollſtopfen, biß die Zähne übereinander und ſchickte ſich zum Aufbruch an. Das ging aber nicht ſo raſch, denn zuvor mußte von Großmutter, Mutter und Tante Abſchied genommen werden, und alle drei hatten der jungen Reiſenden noch viele Lehren und Ermahnungen ans Herz zu legen.

Die Großmutter ſagte — und öffnete dabei den ſchon verſchloſſenen Reiſeſack, um noch raſch einen kleinen Gegenſtand hineinzuſtecken: „Wenn wir nur ſchon die Nachricht von ihrer glücklichen Ankunft hätten!“

„Wäre ſie wenigſtens um ein paar Jahre älter,“ ſetzte die Tante, die ſich gleichfalls an dem Reiſeſack zu tun machte, ſeufzend hinzu. — „Mit Zwanzig weiß man ſich ſchon eher ein Anſehen zu verſchaffen, aber ſiebzehn Jahre und ſo ganz allein!“

„Darum habe ich keine Sorge,“ verſetzte die Mutter und ſchloß den Reiſeſack ab, deſſen Schlüſſel ſie an den ledernen Griff hängte. — „Wenn nur die vielen Zerſtreuungen der Hauptſtadt nicht wären; die ziehen ſo einen jungen Kopf vom Lernen ab.“

Danach wanderten ſie insgeſamt zu Fuß nach dem nahe gelegenen Bahnhof, und den ehrwürdigen Reiſeſack trug das Dienſtmädchen.

Vor der offenen Tür des Abteils ging das Abſchiednehmen von neuem an.

Zuerſt zog die Großmama die junge Reiſende beiſeite: „Ich habe dir noch etwas Klingendes in den Reiſeſack gelegt; gib acht, daß es nicht herausfällt.“

„Danke, liebe Großmama.“

Dann kam die Tante: „In dem Sack ſteckt etwas, das dir an kühlen Tagen gute Dienſte tun wird. Schön iſt es nicht, aber nützlich.“

„Sei bedankt, Tante.“

Und zuletzt die Mutter: „Damit du nicht ganz in den Vergnügungen untergehst, habe ich noch einen ernsten Lesestoff für dich eingepackt. Versprich mir, dich fleißig an das Buch zu halten; ich betrachte es als eine Art Talisman.“

„Gewiß, Mama.“

Endlich saß sie im Abteil. Jetzt hieß es: „Sei mir beim Aussteigen recht vorsichtig.“

„Ja, Großmama.“

„Und laß dich nicht mit fremden Herren in ein Gespräch ein.“

„Nein, Tante.“

„Aber sei auch nicht unnötig abstoßend, sondern wenn dir jemand behilflich ist, so bedanke dich artig.“

„Ja, Mama.“

So ging es noch eine Weile fort mit „Ja, Mama“ — „Nein, Tante“ — „Ja, Tante“ und „Nein, Mama“, wobei das junge Mädchen gar nichts mehr dachte, denn ihr Inneres war hin und her gezogen zwischen Abschiedswehmut und freudiger Reiseungeduld.

Als der Zug sich schon in Bewegung setzte, rief sie noch lächelnd durch das offene Fenster zurück: „Seid ruhig, es wird kein Wolf kommen und mich fressen.“

Aber der Wolf, an den sie nicht glaubte, saß ihr bereits gegenüber. Vorerst zwar schlummerte er

noch friedlich in seiner Ecke. Er fuhr schon seit mehreren Stunden und hatte die kleine Station mit dem kleinen Intermezzo völlig verschlafen. Er war ein Korpsstudent in höheren Semestern, der von der Alma mater nach der Universitätsstadt des Nachbarstaates fuhr — nicht Studierens halber, sondern um zu „pauken". Die Couleurmütze, die sich ein wenig verschoben hatte, deckte einen nicht mehr allzu dichten Scheitel, und das wenig sagende aristokratische Gesicht war von unzähligen Schmissen zerhackt.

Das junge Mädchen schenkte ihm indessen sowenig Beachtung wie den anderen Mitreisenden. Sobald die kleine Station hinter ihr verschwunden und der letzte Abschiedsgedanke verweht war, glänzte sie auf wie eine junge Sonne in der entzückten Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Sie hatte bis jetzt noch nichts von den Freuden des Lebens genossen, keinen Tanzsaal gesehen, kein Theater. Immer Sprachen studieren und Klavier üben, jeden Tag ihr abgemessenes Pensum auf Befehl der gestrengen Mama, die sie frühe an den Gedanken gewöhnt hatte, einmal für sich selber sorgen zu müssen. Und jetzt die erste Fahrt ins Unbekannte, in die Freiheit!

Keinen so beglückenden Gedanken hing ihr stramingestickter Begleiter nach. Sie hatte ihn beim Einsteigen in das Netz über ihrem Kopfe geschoben, und er kehrte dem Publikum seine grasgrüne Rück-

ſeite zu, indem er ſein freiherrliches Wappen mit einer Miſchung von Scham und Hochmut an der Wand verbarg. Er allein wußte, was er an dieſem Wappen beſaß, deſſen Schlichtheit dem Kenner ſein hohes Alter verbürgte: dieſe roten Streifen im Silberfeld — ſo war ihm von ſeiner Urheberin zugeraunt worden — ſeien das Symbol des Ritterſchlages: ſie ſollten, von rechts nach links laufend, die drei Finger des Lehnsherrn darſtellen, der vor ſoundſo viel Jahrhunderten mit dem Blute des erſchlagenen Gegners den Silberharniſch des Siegers gezeichnet habe.

Aber was kümmerte ſich dieſes Eiſenbahnpublikum um die heraldiſche Mär ſeiner Jugend! Und wer legte noch Wert auf das uralte Wappenſchild, ſeit die Familie, die es geführt hatte, im Mannsſtamm erloſchen war! Seine junge Herrin gewiß nicht, die mit ihrem bürgerlichen Namen kein Anrecht mehr darauf beſaß und der jeder lederne Handſchuh neueren Datums lieber geweſen wäre als das ehrwürdige mütterliche Erbſtück. Ein Glück für ihn, daß er nicht wußte, welche Kämpfe ſein Mitgehen gekoſtet hatte. Selbſt die gute bürgerliche Tante, der jungen Reiſenden Vatersſchweſter, hatte ſich auf die Seite der Nichte geſchlagen und der Mutter vorgeſtellt, welches Aufſehen eine ſo vorſintflutliche Ausrüſtung im Eiſenbahnabteil erregen mußte. Aber die Frau Mama, die alle überflüſſigen Ausgaben haßte, war unerbittlich geblieben.

Sie hatte nicht die Adelsvorurteile abgelegt, um sich bürgerliche dafür aufhalsen zu lassen; mochten die Leute denken, was sie wollten, sie als ein überlegener Geist, als Mutter, deren Erziehungsgrundsätze auf das Ernste, Wissenschaftliche gerichtet waren, tat, was sie für gut fand.

Der Grüne empfand es selbst, daß er und sein junger Schützling nicht zusammengehörten, und das vermehrte seine Unlust. Auch machten die grauen Polster des Abteils so anmaßende Gesichter und konnten doch das Parvenütum nicht verleugnen. Er wechselte im geheimen feindliche Blicke mit ihnen, und man fand sich gegenseitig nicht comme il faut.

Plötzlich reckte sich der Wolf und riß die Augen weit auf, als er sein reizendes Gegenüber erblickte. Wo zum Teufel war das allerliebste Kind mit einemmal hergekommen? Der Blick, mit dem er sie umfaßte, schien von ihrer ganzen Person Besitz ergreifen zu wollen.

Er zündete sich eine Zigarre an und drückte ihr sein Wohlgefallen zunächst dadurch aus, daß er ihr den Dampf breit ins Gesicht blies, wozu er ordnungsmäßig ein Recht hatte, denn sie saßen im Raucherabteil. Dann nahm er plötzlich die Zigarre aus dem Mund und fragte, ob der Rauch sie nicht belästige.

Sie verneinte höflich, aber als er ein Gespräch daran knüpfen wollte, brach sie kurz ab, eingedenk

der Verhaltungsmaßregeln, die ihr die Tante gegeben hatte, und weil ihr auch der junge Mann nicht allzu anziehend war.

Eine lange Pause entstand, während deren er ihre Person und Habe aufs genaueste musterte. Er konnte nicht mit sich ins reine kommen, was für einen Schlag Mädchen er vor sich habe. Ihr Anzug war einfach und gediegen und erschien durch die schöne Gestalt, die ihn trug, sogar elegant. Aber die übrige Ausstattung, wie Schirm und Plaid, war dürftig, und das grüne Ungetüm über ihrem Kopf war geradezu lächerlich. Er wußte durchaus nicht, wo er diese Zusammenstellung unterbringen sollte.

Ihre Erscheinung beschäftigte ihn unaufhörlich, so daß von Wiedereinschlafen keine Rede war. Gedankenlos blieb er am Ende mit den Augen auf einer Stelle haften. Das mit einem breiten Matrosenkragen versehene Kleid war ein wenig ausgeschnitten und ließ den schön entwickelten Hals mit einem verführerischen weißen Grübchen sehen. Diese Stelle zog seine Augen unwiderstehlich an.

Die Schöne fühlte sich durch die Beharrlichkeit seiner Blicke belästigt und machte eine halbe Wendung, um sich dem fortgesetzten Anstarren wenigstens zum Teil zu entziehen. Dabei glitt ein Handschuh, den sie ausgezogen hatte, zu Boden.

Ihr Gegenüber bückte sich und hob ihn auf. Sie wollte noch zuvorkommen, und beinahe wären sie

mit den Köpfen zuſammengeſtoßen. Das raſche Bücken und die kaum vermiedene Berührung trieben ihr das Blut zu Geſicht, ſo daß ſich ein roſiger Schimmer bis in das weiße Halsgrübchen hinab verbreitete und ſie noch zehnmal hübſcher ausſah als zuvor. Sie empfing den Handſchuh aus ſeiner Hand, und da ihr die mütterliche Ermahnung einfiel, für jede Höflichkeit höflich zu danken, ſo tat ſie es. Aber ein neuer Verſuch von ſeiner Seite, mit ihr in ein Geſpräch zu kommen, ſcheiterte an ihrer Einſilbigkeit.

Sie hatte ſich jetzt völlig weggewendet und ſah zu ihrem ſchmalen Fenſterchen hinaus, indem ſie ihm nur den anmutigen Umriß der Wange und das kleine roſige Ohr zukehrte.

Eine abgefeimte kleine Perſon, dachte er und lehnte ich wieder in ſeine Ecke zurück, aber auch mit geſchloſſenen Augen ſah er immer das weiße Grübchen.

So fuhren ſie eine lange Strecke. Die alten Paſſagiere ſtiegen aus, und neue ſtiegen ein, und die beiden ſaßen ſich noch immer gegenüber. Sie hatte ſich wieder gerade geſetzt, und auch er hatte ſich aufgerichtet, um gleich wieder in ſein altes Anſtarren zurückzufallen.

Will denn der Menſch niemals ausſteigen? dachte ſie und verſank dann gleich aufs neue in die angenehmen Träumereien, die ſie auf der ganzen Fahrt beſchäftigten.

Allmählich entleerte ſich der Abteil. An einer kleinen Station ſtieg auch der letzte Mitreiſende aus, und jetzt, Gott ſei Dank, erhob ihr Gegenüber ſich gleichfalls und trat gähnend, ſich dehnend, auf den Bahnſteig. Sie ſah ihm nach, wie er mit dem Gang eines Eroberers hinunterſchritt. Der Schaffner ſchloß die Tür, und ſie legte ſich bequem in ihrer Ecke zurecht im behaglichen Alleinbeſitz des Abteils. Aber ſie hatte ſich zu früh gefreut: nachdem ſchon abgerufen war, und der Zug ſich eben in Bewegung zu ſetzen begann, wurde mit einem Fluch die Tür noch einmal aufgeriſſen, der Herr in Couleur ſprang behende herein, zog hinter ſich zu und beugte ſich tief hinunter, um ſelber abzuſchließen.

Die Schöne bereute, ihren Platz nicht gewechſelt zu haben, denn natürlich ließ er ſich in ſeiner alten Ecke nieder, indem er diesmal einen Weindunſt um ſich verbreitete. Jetzt konnte ſie nicht mehr weg — das hätte Ängſtlichkeit verraten. Alſo verfiel ſie auf den Ausweg, die Augen zu ſchließen und ſich ſchlafend zu ſtellen.

Ihr Gegenüber war wacher als je. Er hatte den Aufenthalt von zehn Minuten benutzt, um im Bahnhofreſtaurant eine halbe Flaſche Wein zu trinken von der Sorte, für welche der Ort berühmt war. Über dem zweiten Glas war ihm ein Gedanke gekommen, und im Weine, glaubte er, ſei die Wahrheit.

Es fiel ihm nämlich ein, daß eine Dame aus ſeinen Kreiſen, von hoher Stellung, aber nicht vom

besten Leumund, ihm gesagt hatte, unter vier Augen mit einem schönen Weibe zu sitzen und keinen Annäherungsversuch zu machen, sei eine Beleidigung.

Als er sich jetzt fast gegen sein Erwarten mit der jungen Reisegefährtin mutterseelenallein sah, kamen ihm sofort diese Worte in den Sinn. Seiner jugendlichen Ruchlosigkeit fehlte es noch an der Erfahrung, die unterscheidet, und das bißchen Instinkt, das er besaß, war im Wein untergegangen. Angetrunken war er nicht, aber lebhaft angeregt.

Wenn sie es selber sagen — dachte er.

Fort und fort ging es ihm durch den Kopf, sie auf das weiße Grübchen zu küssen, aber er fand nicht den Mut dazu; ein Etwas, von dem er sich keine Rechenschaft gab, hielt ihn im Bann.

Das Mädchen hatte die Augen wieder geöffnet, aber sie sah beharrlich an ihm vorbei. Ihre beweglichen Züge drückten zwar ein leises Mißbehagen aus, doch von den Gedanken, die ihm durch den Kopf schossen, ahnte sie nichts.

Ein Dritter aber ahnte sie, der von der Welt mehr wußte als eine Siebzehnjährige. Das war der mißachtete grüne Reisegefährte.

Er war auf der ganzen Fahrt nicht eingenickt, denn die schnippischen Gesichter der Grauen verhinderten ihn am Schlafen. Jetzt befand er sich außerdem in einer unbequemen Stellung: der eine der Passagiere hatte beim Aussteigen sein eigenes

Gepäck etwas rücksichtslos unter ihm hervorgezogen und ihn dadurch aus seiner sicheren Lage gebracht. Er schwebte auf der Kippe und beobachtete still.

Eine neue Station. Will denn diese Fahrt ewig währen? dachte die junge Reisende. Sie schaute auf die Uhr: es fehlte noch eine halbe Stunde bis zum Ziel. Nun, in Gottes Namen, diese halbe Stunde mußte auch noch zu überstehen sein. Aber sie wurde heimlich ihren Warnerinnen gram, daß sie sie durch allzuviel gute Lehren um ihre natürliche Unbefangenheit gebracht hatten. Besser, sie hätte sich von Anfang an mit dem fremden Herrn in eine höfliche Unterhaltung eingelassen, dann könnte sie sich jetzt unter irgendeinem harmlosen Vorwand auf die andere Seite des Abteils setzen; aber mitten in diesem beklemmenden Schweigen war das Aufstehen eine Unmöglichkeit.

Bei dem anderen war es unterdessen zu einer Zwangsvorstellung geworden, sie auf den weißen Fleck zu küssen, mochte daraus werden, was wollte. Jetzt aber fuhr der Zug aufs neue langsamer, und darauf ein lang anhaltender Pfiff.

„Wenn wir auf der nächsten Station abermals allein bleiben, dann versuche ich's ohne weiteres."

Nur drei Personen standen auf dem Bahnsteig, die alle nebenan in den Abteil für Nichtraucher stiegen.

Der Zug ging weiter. Die Schöne rückte unbehaglich hin und her. Der Abteil noch immer

leer und ſie dieſem Menſchen gegenüber feſtgenagelt. Sein Geſicht hatte jetzt einen faſt gehäſſigen Ausdruck angenommen. Wie gerne hätte ſie ſich weggeſetzt, aber ein unbeſtimmtes Gefühl, daß ſie die Feindſeligkeiten nicht eröffnen dürfe, hielt ſie zurück.

Ich bin ein Narr, daß ich mich ſo lang beſinne, dachte der andere. Wer wird ſie ſein als ein Kammerkätzchen, das nach der Hauptſtadt fährt, ſich einen Platz ſuchen? — Es gibt auch feine — ja, ſehr feine —. Seine Augen funkelten.

Aber ihr guter Engel wachte. War er auch von ihr mißachtet und zur Seite geſchoben, ein Kavalier von der alten Schule vergißt das Noblesse oblige nicht. Er hatte auf der letzten Station eine Beobachtung gemacht, die ihn aufs höchſte beunruhigte. Der Schaffner war nämlich gekommen und hatte am hellichten Tage oben an der Decke ganz in der Nähe des Grünen eine Ampel angezündet. Er wußte nicht, was das bedeuten ſollte, aber er hielt ſich bereit.

Allmählich hatte er ſich immer weiter auf den Rand des Netzes geſchoben. Und jetzt — wie es zuging, konnte niemand ſagen; hatte der Zug bei der ſcharfen Kurve einen Stoß gegeben, war's eine allmähliche Verſchiebung des Gleichgewichts? — im Augenblick der Gefahr kam der Grüne plötzlich mit einem Kopfſprung heruntergeſchoſſen und warf ſich mit ſeiner ſtolzen Vorderſeite gerade auf den Feind.

Die drei roten Schrägbalken flammten wie Blutſtreifen, und die Federn ſeines Helms bäumten ſich zornig.

Zum Glück war der Angegriffene ſelbſt von adligem Geblüt, und die Sprache der Heraldik war ihm nicht fremd. Mit wortloſem Erſtaunen blickte er den Standesgenoſſen an, der ſich ihm ſo unerwartet enthüllt hatte. Er empfing ihn in den Armen und legte ihn achtungsvoll auf das Polſter neben ſeine Beſitzerin.

Da ſein Schloß nicht mehr ganz feſt war, hatte es ſich beim Sturz geöffnet, und die drei zuletzt hineingeſtopften Gegenſtände waren ihm entflogen. Zwei davon hatte das junge Mädchen noch im Fluge aufgefangen: eine gehäkelte Börſe, in der zwei Goldmünzen klirrten — der Reiſepfennig der guten Großmama — und ein Paar wollene Pulswärmer, von der Tante geſtrickt; aber das Geſchenk der Mutter, ein gelbes Büchlein, war zu Boden gefallen.

Der Herr in Couleur hob es auf, und da das Zartgefühl nicht zu ſeinen Tugenden gehörte, las er neugierig den Titel.

Es waren die Selbſtbetrachtungen des Marc Aurel.

Er empfand das Bedürfnis, irgend etwas zu ſagen, eine Höflichkeit, einen Gemeinplatz, jedoch es fiel ihm gar nichts ein. Er war völlig ernüchtert und zu ſich ſelber gekommen, aber zugleich wie vor

den Kopf geſchlagen. Doch das Reden war auch überflüſſig, denn ſoeben wurde es vor den Fenſtern dunkel, und donnernd fuhr der Zug in den Tunnel ein.

Als er nach ſechs langen Minuten wieder ans Licht kam, lehnte der Wolf friedlich in ſeiner Ecke und hatte wie zu Anfang die Augen geſchloſſen, Rotkäppchen ſaß neugierig-vergnügt am Fenſter, und der Grüne lag mit ſich ſelbſt zufrieden wohl vollbrachter Dinge auf dem Polſter.

Nach weiteren zehn Minuten war das Ziel erreicht. Ein ernſt blickender Herr in Zivil mit einer ſehr eleganten Dame und ein junger Offizier kamen auf den Abteil zugeſtürzt. Eine kleine Familienſzene folgte. Die Dame ſchlang ihre Arme um die junge Reiſende, und die beiden Herren küßten das ſchöne Kind mit brüderlicher Unbefangenheit auf die Wangen. Den Grünen hatte der Mitreiſende höflich aus dem Wagen gereicht.

Sein Anblick erregte das luſtige Lachen der Brüder. — „Iſt der Alte auch noch am Leben?“ hieß es.

„Das greuliche Möbel,“ klagte die Schöne. „Denkt euch, unterwegs iſt ihm das Schloß aufgegangen und hat mich in die größte Verlegenheit verſetzt.“

„Dem alten Herrn wackeln eben die Zähne,“ antwortete der jüngere von den Brüdern, an dem Verſchluß des Reiſeſacks rüttelnd, bevor er ihn dem Dienſtmann übergab.

Der Geschmähte hüllte sich schweigend in sein Verdienst. Die holde Jugend brauchte es nie zu erfahren, was der alte Ritter für sie getan hatte.

Das aber hat er nicht um sie verdient, daß er noch selbigen Tages in eine feuchte Rumpelkammer zu Schimmel und Motten wanderte, nachdem mit dem Golde der Großmutter ein moderner Handkoffer angeschafft worden war.

Und um das Unrecht zu sühnen, habe ich ihm dieses Denkmal gesetzt. Er ruhe in Frieden.

Der Aktiengarten

Wir gingen die dunkle Riva degli Schiavoni entlang und ſahen dem Vollmond zu, der wie eine Rieſenmelone über den Kuppeln und Türmen von Venedig heraufſchwebte. Die Flut war im Steigen und klatſchte leiſe gegen das mächtige am Kai verankerte Frachtſchiff, auf deſſen höchſter Maſtſpitze ein Stern wie ein Schiffslicht funkelte. Schattenhaft huſchten die ſchwarzen Gondeln vorüber, flüſſiges Silber von den Rudern ſpritzend, der Canal grande flammte mit ſeinen tauſend Lichtern wie in Feſtbeleuchtung vor uns, und vom Markusplatz wehten vereinzelte Klänge der Militärmuſik herüber.

Ich war faſt betroffen, als ich in der feierlichen Stille plötzlich meine eigene Stimme ſagen hörte:

„Wunderbar ſolch eine venezianiſche Nacht!“

„Venezianiſche Nacht,“ wiederholte mein Begleiter vor ſich hin, und es war ſeinen Worten anzuhören, daß ſie aus einer weiten Ferne, aus einer tiefen Verſunkenheit heraustönten. — „Venezianiſche Nacht,“ ſagte er noch einmal, jede Silbe betonend, als ob er einen Wohlgeſchmack auf der Zunge hätte, und dann, wie durch ſeine eigene Stimme geweckt, ſetzte er hinzu:

„Sie glauben nicht, wie wunderbar und heimlich eigen dieſe Worte für mich klingen, ſie rufen

mir die seligste Stunde meines Lebens zurück, eine „venezianische Nacht“ in meinem armen deutschen Heimatstädtchen, vor deren unbeschreiblichem Glanz auch diese gegenwärtige Schönheit verbleicht. — Wie das möglich ist? — Ich hatte damals fünfjährige Augen und eine fünfjährige Einbildungskraft.

Ich lebte zwischen meinem vierten und meinem sechsten Jahr bei meinen Großeltern in einem kleinen Städtchen, das alt ist, ohne altertümlich zu sein, und einem Erwachsenen keinerlei Reize bietet; für mich aber war es der Paradiesgarten, die nie wieder zu findende selige Insel. Die Gestalten, die ich dort sah, leben noch heut in meinem Gedächtnis als die ewigen Urtypen der Menschheit, und alle Dinge glänzten damals von innen heraus, wie ich nie wieder ein Ding auf Erden werde glänzen sehen. O die unaussprechliche, die entzückend blanke Neuheit aller Dinge! Die Erinnerung daran begleitet uns als ein stummes Trauern und Bedauern, daß diese Herrlichkeit vergehen mußte, ohne daß man dazu kam, sie recht zu begreifen, denn während die Seele noch denkt, das Wunderbare müsse erst kommen, da ist es auch schon vorüber, und der bessere Teil des Lebens liegt hinter uns.

Unser Garten lag an einem Flüßchen, das die Lauter hieß, aber seinem Namen wenig Ehre machte, denn es floß meist so trübe, daß man trotz der Seichtigkeit den Grund nicht sehen konnte.

Dennoch verbildlicht mir der Name Lauter noch heute den Fluß der Flüsse, und das Schiffchen, das mir einst der Großvater aus alten Zigarrenschachteln zusammennagelte, um es an einem Bindfaden auf der Lauter schwimmen zu lassen, steht schöner, vollkommener und bedeutender in meiner Erinnerung als die stolzen Lloyddampfer, mit denen ich später den Ozean befuhr; diese erschienen mir oft nur wie niedliches Kinderspielzeug, aber das wahre Schiff, das Urbild und der Inbegriff aller Schiffe bleibt mir auf ewig jenes Schiffchen des guten Großvaters, das ich an unserem Lattenzaun festgebunden hielt, bis es mir einmal bei starkem Regen von der Lauter davongetragen wurde.

Und gar der Garten selbst! Welch ein Stolz für mich, wenn ich dem Großvater mit der Richtschnur helfen durfte, seine Rabatten abzugrenzen, in die er im Frühjahr Salat und Petersilie säte. Zwar unsere höchste Pflanzung waren nur ein paar Königskerzen, dort gemeiniglich „Wollblumen“ genannt, mir aber machten sie einen gewaltigen Eindruck, wenn ich davor stand, denn sie überragten meinen eigenen Wuchs um ein Beträchtliches. Unsere Spargelbeete leben als dichte, von Märchen umsponnene Wälder in meiner Erinnerung.

Noch besser als mit dem Großvater verstand ich mich mit der Großmutter. Sie hatte ein wunderbares Geschick, mit Kindern umzugehen, oder vielmehr, sie fühlte sich mit ihren angegrauten Haaren

ſelbſt noch als Kind, deshalb war alles ſo lebendig, was aus ihrem Munde kam. Wenn ſie ihr Lieblingsliedchen ſang:

„Hier ſitz' ich auf Raſen mit Veilchen bekränzt.
So laſſet uns ſingen, ſo laſſet uns ſpringen,
Bis ſpät noch am Himmel der Abendſtern glänzt —"

dann gingen die Wände des Zimmers auseinander, der Holzſchemel, auf dem ich ſaß, wurde zum grünſten, grünſten Raſenplatz, das gute Großmütterchen mit dem veilchenblauen Band auf der Haube verwandelte ſich in eine der geputzten Schäferinnen aus Porzellan, die auf dem Rokokoſchranke ſtanden, es flatterte um mich her von weißen Kleidern und farbigen Bändern, und ich meinte die zauberhafteſte Muſik zu vernehmen. Noch jetzt wird mir ganz mozartiſch zumute, wenn ich daran denke. Der Abendſtern muß in jenen Zeiten noch ein ganz anderer Abendſtern geweſen ſein; er ſteht jetzt ſo hoch und fremd am Himmel; damals war er ganz nahe, ein wunderbares zackiges goldenes Ding, das mir gehörte.

Überhaupt war es eine meiner Eigentümlichkeiten, daß die Worte ein körperliches Daſein für mich hatten, beſonders ſolche, die ich nicht verſtand, und zuweilen ſtiegen aus einem derartigen unverſtandenen Wort die wunderbarſten Phantasmagorien herauf. Einer ſolchen verdanke ich eine

meiner schönsten und zugleich unglücklichsten Erinnerungen.

Die Großmutter sagte nämlich eines Abends zu mir:

„Morgen ist venezianische Nacht im Aktiengarten, und wenn unser Edi recht artig ist, so darf er auch mit.“

Die Pracht dieser nie gehörten Worte erregte meine Phantasie aufs mächtigste. Ich konnte die Nacht kaum schlafen vor Erwartung. Dachte ich an die „venezianische Nacht“, so schwebte mir ein samtschwarzer Grund mit wundersamem Goldgeflimmer vor, und das noch unverständlichere Wort „Aktiengarten“ versetzte mich geradezu ins Feenreich.

Der nächste Tag wollte kein Ende nehmen, und ich verbrachte die Zeit mit Minutenzählen. Endlich wurde es Abend, man zog mir meine besten Kleider an, Großmutter schmückte sich mit ihrer raschelnden seidenen Mantille und mit einem merkwürdigen Ungetüm von Hut, das nur bei den größten Gelegenheiten zum Vorschein kam.

Dann ging es zur Stadt hinaus, über die Lauterbrücke, einen mit Kies bestreuten Fußweg zwischen Wiesen entlang, bis uns hinter Bäumen ein farbiges Lichtmeer entgegenschimmerte, und der Aktiengarten lag vor meinen Augen.

Eine Transparentschrift, die ich noch nicht lesen konnte, stand über der Eingangstür, und innen

wimmelte es von geputzter Menschheit. Kleine Mädchen in weißen Kleidern gingen sittsam neben den Großen her, die Jungen meines Alters drängten sich zwischen den Beinen der Erwachsenen durch, ich selbst wurde von Großmama an der Hand geführt, damit ich nicht entwischte. Viele saßen auch schon an den ungedeckten hölzernen Tischen und von außen drängten neue Scharen nach; ich hatte nie so viele Menschen beisammen gesehen.

Es war ein unvergeßlicher Anblick. Man hat mir später versichert, der Aktiengarten sei um jene Zeit wenig mehr als eine dürftig angepflanzte, mit einem hölzernen Zaun umgebene Kieswüste gewesen, für meine Augen aber war das Feenreich aufgetan! Farbige Papierlaternen hingen in den Zweigen, und an bekränzten und bewimpelten Pfählen glühten rote, blaue und grüne Glaskugeln, die von innen erleuchtet waren und aussahen wie Edelsteine.

Die Großeltern ließen sich an einem leeren Tische nieder, nicht weit von uns spielte die Musik auf einer mit grünen Reisern verkleideten Estrade, von der ein köstlicher Tannenduft ausging.

Es war trotz der vielen Lämpchen und Laternen nur mäßig hell, denn die Beleuchtungskunst stak dazumal noch in den Kinderschuhen, und besonders unten in der Tiefe des Gartens breitete sich wirklich jene schwarzsamtne Nacht mit dem wunderbaren Geflitter aus, von der ich geträumt hatte. Zuweilen

blitzte ein heller Strahl darüber auf, und etwas Weißes schimmerte durch die Dunkelheit.

Dort unten ist erst die wahre „venezianische Nacht“ und dort müssen auch die „Aktien“ sein, dachte ich bei mir und zappelte auf meinem Stuhl, denn Großmama hatte versprochen, mit mir die Runde durch den Garten zu machen. Nun aber hatte sich ein Bekannter des Großvaters zu uns gesetzt, und die beiden alten Herren vertieften sich in ein Gespräch, an dem auch die Großmutter teilnahm. Es war von den „Aktien“ die Rede, die ich noch gar nicht kannte, und aus der Unterhaltung ging hervor, daß eine davon dem Großvater gehörte und daß sie in diesem Jahr zum erstenmal Früchte trugen. Dies regte meine Erwartung noch mehr auf; das Stück Kuchen, das mir zur Tröstung in den Mund gesteckt wurde, vermochte mich nicht zu beschwichtigen. Unablässig zupfte ich die Großmutter am Rock und mahnte heimlich an ihr Versprechen, bis der Großvater, der gerade schlecht aufgelegt war, zu mir herüberdonnerte:

„Was hat denn der Bub heute abend, daß er nicht stillsitzen kann? Gib Ruhe, Bengel, oder —!“

Und als die Großmutter ein Wort für mich einlegen wollte, hieß es:

„Unsinn, er kann die dummen Lichter auch von seinem Stuhl aus sehen.“

Ich wagte mich nicht mehr zu rühren, doch meine Geduld half mir nicht das geringste, die

Großen ſaßen wie feſtgewurzelt auf ihren Stühlen. Großmama blickte verlegen und wich meinen flehenden Augen aus. Endlich kamen noch zwei Damen mit ihren Arbeitskörbchen von den benachbarten Tiſchen zur Begrüßung herüber und verſprachen eine große Seßhaftigkeit zu entwickeln. Da ertrug ich es nicht länger, ich ließ mich hinter den Falten der großmütterlichen Mantille vom Stuhl hinabgleiten, kroch ein paar Schritte am Boden hin und entwiſchte leiſe in die Dämmerung.

Ich durchſtreifte den Garten auf eigene Hand, gaffte mit offenem Munde an jeder Papierlaterne empor und ſchwelgte im Entzücken. Eine Allee hoher Bäume durchſchnitt den Garten der Länge nach, ſie hatten ſilberglänzende Stämme und große Blätter wie die Platanen, und ich blickte mit Ahnungsſchauern daran hinauf, ob das wohl die Aktien ſeien, aber dafür ſahen ſie doch noch nicht merkwürdig genug aus. Dieſe Allee war am reichſten geſchmückt, bunte Gewinde ſchwangen ſich von Baum zu Baum, und die Papierlaternchen in den Zweigen warfen einen ſolchen Glanz auf den Weg, daß ich mir nicht getraute, auf dieſer Via triumphalis hinabzuſchreiten, ſondern mich vorſichtig im Schatten der Bäume hindrückte, jener ſamtſchwarzen Nacht mit dem blinkenden Strahl entgegen, die ſich beim Näherkommen lichtete und mich ein mit Muſcheln eingefaßtes Waſſerbecken erkennen ließ. Ein Spring-

quell stieg darin auf, und der hintere Rand des Beckens, das mir wie ein großer See erschien, verlor sich in eine Tuffsteingrotte, worin eine nackte steinerne Figur auf einem Sockel von Felsblöcken stand und Wasser auszugießen schien. Die Grotte war dicht von Bäumen umgeben, in deren Zweigen große goldene und silberne Bälle hingen, und ein sanfter Schein verbreitete sich von dorther über das Wasser. Ich weiß nicht mehr, wie die Bäume aussahen, ich weiß nur, daß es augenblicklich mit untrüglicher Gewißheit in mir feststand: dieses sind die Aktien!

Mir wurde kalt vor Bewegung, und ich kann noch jetzt in der Erinnerung die unbegreifliche Größe jenes Augenblicks nachfühlen. Ich dachte: „Jetzt, jetzt muß es kommen" — und hielt den Atem an. Was kommen sollte, wußte ich selber nicht. Erwartete ich, daß die Wunderbäume sich neigen und ihre märchenhaften Früchte über mich ausschütten würden — dachte ich, das Gestein der Grotte müsse auseinander gehen und ein Aladin mit der Wunderlampe hervortreten, um mich in das geheimnisvolle Innere des Tuffsteinberges zu führen? Nein, was ich erwartete, hatte weder Form noch Namen, es war „Es", das Wunderbare, worauf ich mein halbes Leben gewartet habe, aber nie so überzeugt, so bebend wie an jenem Abend!

Da regte sich neben mir etwas Weißes, Zierliches an dem Geländer, und von einem der benach-

barten Tiſche rief eine wohllautende Frauenſtimme herüber: „Viola!“

Ich war ſofort in tiefſter Seele überzeugt, daß ein Mädchen, das Viola hieß, kein Kind ſein könne wie andere Kinder, ſondern etwas unendlich Feineres, Höheres und Schöneres, denn meine kleinen Freundinnen hießen alle entweder Rike, Chriſtiane oder Luiſe, und der Name Viola ſchien mir der Feenſprache anzugehören.

Plötzlich flammte in der Grotte ein Purpurſchein auf, von dem das ganze Waſſer glühte, der Springquell loderte darin wie eine Feuerſäule, und das weiße Kleid des kleinen Mädchens, das noch von dem Schein getroffen wurde, war auf einer Seite von Röte übergoſſen.

„Ah!“ rief ich außer mir vor Wonne, und „Ah!“ rief ein feines Stimmchen neben mir. Ohne zu wiſſen wie, hatten wir zwei kleinen Leutchen uns an den Händen gefaßt und ſtanden in ſchweigendem Entzücken nebeneinander, als ob wir zuſammengehörten. Als der rote Schein erloſchen war, fragte meine neue Freundin: „Wie heißt du?“

Ich nannte ihr meinen Namen; nun wollte ſie auch wiſſen, wo ich wohnte, aber ehe ich mit der Antwort fertig werden konnte, ſetzte ſie ſtolz hinzu: „Ich, ich wohne auf der Burrg.“

Das kleine Fräulein ſprach mit fremdem Akzent, ſie hatte kein H, und ihr R raſſelte wie eine Kinder-

klapper, was mich mit der tiefſten Bewunderung erfüllte.

Sie ſtreckte mir ein farbiges Röllchen mit Franſen von Goldpapier entgegen und hieß mich das andere Ende faſſen. Ich zog, das Röllchen zerplatzte mit einem Knall, und ein Stückchen Schokolade blieb in meinen Händen. Ich war im ſiebenten Himmel; etwas Ähnliches hatte ich nie erlebt.

Unterdeſſen war an Stelle des roten Lichtes ein noch magiſcheres grünes aufgegangen, das den ganzen Garten in ein Geiſterland verwandelte.

„Viola, mit wem ſprichſt du?“ rief die Stimme von vorhin wieder, „bring den Knaben her!“ — und wider Willen, denn ich war ein blödes Kind, ließ ich mich von dem kleinen Fräulein nach dem erleuchteten Tiſch hinüberziehen. Dort ſaß unter mehreren Perſonen, die ich nicht beachtete, eine ſchöne Frau mit weißem Geſicht und ſchwarzen Haaren, in denen eine Roſe ſteckte.

Sie betrachtete mich genau, fragte gleichfalls nach meinem Namen und gab jedem von uns beiden eine mir unbekannte goldgelbe Frucht; es waren die erſten Orangen, die ich geſehen habe. Dann hieß ſie uns wieder gehen und weiterſpielen.

„Komm, jetzt will ich dir die Aktien zeigen,“ flüſterte ich meiner Gefährtin geheimnisvoll zu, ganz durchdrungen von dem Hochgefühl, auch meinerſeits etwas bieten zu können und durch dieſes Wunder allen bisherigen Wundern die Krone aufzuſetzen.

In diesem Augenblick, der mir der höchste meines Lebens schien, wurde ich hinterrücks von einer groben Faust gepackt, daß mir die Goldfrucht aus der Hand fiel, eine rauhe Stimme rief: „Da ist der Deserteur!“ und trotz meines wütenden Geschreis trugen mich zwei derbe Männerarme von hinnen.

„Wir haben ihn, Herr Stadtrat, wir haben ihn!“ hieß es, und ich wurde am anderen Ende des Gartens zu den Füßen der Großeltern niedergesetzt, die mich seit einer halben Stunde voll Unruhe suchten. Ich hatte kaum den Boden unter mir, so wollte ich Hals über Kopf wieder davonstürzen, aber der alte Herr faßte mich mit eisernem Griff.

In meiner Angst, das Wunder zu versäumen, schlug ich um mich wie ein verwundetes Tier und brüllte in einem fort: „Ich will dorthin, ich will dorthin!“ was nur zur Folge hatte, daß man mich noch fester hielt. Arme lallende Kindheit, deren Seligkeiten von den Erwachsenen nicht mehr begriffen werden! Wären mir die rechten Worte zu Gebote gestanden, so hätten die Großen vielleicht ein Einsehen gehabt und hätten mich selbst in mein Wunderland zu dem Prinzeßchen zurückgeführt, das mich mit seiner Freundschaft beehrte. So aber sahen sie nur meine unbändige, unbegreifliche Unart, und um dem Lärm ein Ende zu machen, trugen sie mich mit Gewalt zum Garten hinaus. Mir war's, als würde ich vom Glück auf ewig weggerissen, ich

verhakte mich mit den Füßen in das Bein eines Stuhls, den ich eine Strecke weit mitſchleifte, aber es half nichts! Einen Augenblick ſah ich noch den ganzen Garten in einem violetten Licht erſtrahlen, dann war ich draußen in der Dunkelheit und wurde an beiden Armen haſtig fortgezogen, daß mir ſelbſt das Zurückſehen unmöglich wurde — immer weiter in die finſtere, troſtloſe Nacht hinein, bis auch die Muſik verſtummte und der Aktiengarten mit ſeinen Wundern unwiederbringlich hinter mir verſunken war.

Die Verzweiflung jenes Abends grub mir eine unverlöſchliche Spur in mein Kindergemüt. Alles war hin, mein Heil auf ewig verſäumt! Ich fühlte zum erſtenmal mein Ich mit ſeinen Wünſchen und Rechten in Feindſchaft gegen die Umgebung, und zwiſchen dieſen zwei getrennten Welten war keine Verſtändigung möglich. Ich ließ im ſtummen Trotz die Schläge des Großvaters und die Vorwürfe der guten Großmama über mich ergehen und barg mein Geheimnis in der tiefſten Bruſt.

Aber im ſtillen lebte ich von der Hoffnung, auf eigene Hand in den Aktiengarten zurückzugelangen. Auf der Straße ſah ich mich nach jedem kleinen Mädchen um, das mir begegnete. Zwar hörte ich einmal zufällig mit an, wie von einer ausländiſchen Familie die Rede war, die eine Zeitlang in der „Burg“ — ſo hieß ein hochgelegener Gaſthof vor der Stadt — gewohnt und ein bildhübſches Kind

mit Namen Viola bei ſich gehabt hätte, und die nun abgereiſt ſei, man wiſſe nicht, wohin. Doch dies ſtörte mich nicht in meiner Zuverſicht, ich war überzeugt, wenn ich nur den Aktiengarten wiederfinden könnte, ſo müßte auch die kleine Viola dort ſein, denn in meiner Vorſtellung war eins vom anderen unzertrennlich. Ich entrann auch wirklich einmal von Hauſe und fand ſogar die Lauterbrücke zuſamt dem Weg, den wir an jenem Abend gegangen waren, aber den Aktiengarten fand ich nicht, denn an dem einzigen Gartentor, das mir aufſtieß, marſchierte ich gleichgültig vorüber, weil es keine Transparentſchrift trug und auch ſonſt nicht ausſah wie der Eingang des Paradieſes. Ich verirrte mich ſchließlich unter großen Ängſten und wurde erſt in tiefer Nacht den zu Tode erſchrockenen Großeltern heimgebracht. Danach muß ihnen ihr Hüteramt bedenklich geworden ſein, denn eines Tages packten ſie mich auf und führten mich zu meinen Eltern zurück. Ich wurde zur Schule geſchickt, und damit war das Kinderparadies für immer hinter mir verſchloſſen. Aber der Aktiengarten und das kleine Mädchen mit dem ſchönen Namen und der ſeltſamen Sprache wichen nicht aus meiner Seele.

Viel ſpäter, als ich ſchon ein großer Junge war und ſeit langem das Gymnaſium beſuchte, hörte ich einmal mit an, wie meine älteren Geſchwiſter darüber ſtritten, welcher Baum ſchöner ſei, die Eiche oder die Birke. Und unverſehens fuhr ich heraus:

„Die ſchönſten Bäume ſind die Aktien.“

„Die Akazien, willſt du ſagen,“ berichtigte mein Vater, dem jede Ungenauigkeit ein Greuel war.

„Nein, die Aktien,“ wiederholte ich hartnäckig.

„Dummkopf,“ ſagte der Vater und wandte ſich ärgerlich ab.

Mein älteſter Bruder aber, der ſchon ins Obergymnaſium ging, ſagte belehrend:

„Es gibt keine Bäume, die Aktien heißen; du haſt wieder einmal läuten gehört und weißt nicht wo.“

Dieſe Rede kränkte mich empfindlich, beſonders weil ich mir bewußt war und es auch oft von den anderen hören mußte, daß ich nicht immer mit den Worten einen deutlichen Sinn verband. Diesmal aber war ich meiner Sache ſicher, denn der Großvater, deſſen Maßgeblichkeit feſtſtand, hatte mich ja ſelbſt in den Aktiengarten geführt und ich hatte die Aktien, von denen eine ihm ſelber gehörte, mit eigenen Augen geſehen. Doch der Bruder ſchenkte mir keinen Glauben, ſondern fragte höhniſch, wie denn die Aktien ausſähen, worauf ich zu meiner Beſchämung die Antwort ſchuldig bleiben mußte.

Aber unſer Onkel Fritz, der damals ein luſtiger Student war und zufällig dieſes Geſpräch mit angehört hatte, zog mich tröſtend beiſeite und ſagte:

„Laß dich nicht irre machen, du haſt ganz recht, daß die Aktien die ſchönſten Bäume ſind, und ich wollte nur, ſie wüchſen drunten im Garten, damit wir wacker ſchütteln könnten.“

„Nicht wahr, Onkel, die Aktien tragen auch Früchte?“ fragte ich aufatmend.

„Freilich, goldene,“ war die Antwort — „man nennt sie Dividenden!“

Dieses Wort gefiel mir wieder ganz außerordentlich, und es machte mir den Glanz des Aktiengartens aufs neue lebendig. Ich hielt es für verwandt mit „Rhododendron“, einem Wort, das auch seit langem wie ein fremder Vogel in meinem Kopfe herumschwirrte, ohne sich auf einen bestimmten Gegenstand niederzulassen, und ich war nun wieder völlig mit mir selbst in Harmonie.

Wie lange ich den schönen Wahn mit mir herumtrug und wann ich über die wirkliche Bedeutung des Wortes Aktien endlich aufgeklärt wurde, weiß ich jetzt nicht mehr. Vielleicht erst nach dem Tode des guten Großvaters, als ich durch die Erbschaft jener bewußten Aktie Mitbesitzer des Aktiengartens wurde.

Ich war weise genug, niemals wieder in den Wundergarten meiner Kindheit zurückzuverlangen. Sein Bild jedoch steht unverlöschlich in meiner Erinnerung, es begleitete mich bis an die Schwelle des Jünglingsalters in Gestalt eines schönes Traumes, der häufig wiederkehrte: ich sah alsdann den Aktiengarten mit seinen Lichtern, wie er mir mit fünf Jahren erschienen war, ein Mädchen im weißen Kleide hielt mich an der Hand und sagte:

„Laß dich nicht irre machen, die Aktien sind dennoch Bäume, und ich heiße Viola.“

Das Mädchen wuchs mit mir, denn in jedem Traume war ſie genau ſo groß wie ich, wir wallten zuſammen durch den Garten, ohne den Boden zu berühren, und ich empfand eine namenloſe Seligkeit. Einſtmals aber blieb ich allein im Garten, eine große Traurigkeit befiel mich, und beim Erwachen war ich feſt überzeugt, daß meine Traumgefährtin geſtorben ſei. Von da an kehrte die beglückende Erſcheinung nicht wieder.

Warum ich Ihnen dieſe Kinderei erzählt habe? Was iſt dabei Merkwürdiges, werden Sie ſagen, daß ein Kind ſich über den Sinn eines Fremdwortes täuſcht und daß ein anderes Kind mit ihm im Dunkeln ſpielt? Aber was iſt überhaupt merkwürdig? Kein Ereignis hat an ſich eine Bedeutung, es fragt ſich nur, was wir innerlich dabei erleben.

Es iſt freilich ſchön, in einer Nacht wie dieſer an der Riva zu ſtehen oder über die Lagune zu rudern, aber jene venezianiſche Nacht in meinem kleinen poeſieverlaſſenen Heimatſtädtchen hatte doch noch ein ganz anderes und zauberhafteres Geſicht. — Und glauben Sie mir, wenn ich heute vor die Wahl geſtellt würde, welche ſchöne vergangene Stunde ich am liebſten noch einmal durchleben möchte, ſo würde ich ſagen: Laßt alles andere tot und vergeſſen ſein und gebt mir jenen Abend im Aktiengarten wieder und meine kleine fünfjährige Gefährtin dazu, denn nie habe ich das Angeſicht des Glückes ſo nah' geſehen wie in jener Stunde!

Ja, die Kinderjahre, sie sind die Zeit unserer menschlichen Vollkommenheit. Wieviel verlieren wir und merken es nicht, wenn der große Sturm der Reifezeit über uns hereinbraust und das Kinderparadies zertrümmert! Das Kind übertrifft an Phantasie den größten Dichter, nur daß keine Kunde aus seiner Welt in die unsere dringt.

Nun werden Sie denken, daß ich ein sonderbarer Schwärmer sei. Aber was wollen Sie? Die Einbildung ist des Glückes bessere Hälfte."

Die Reiſe nach Tripstrill

(Märchen)

Es war einmal eine arme alte Frau, der wurde das Leben arg sauer gemacht, denn wo sie sich sehen ließ, kamen die Gassenjungen, verhöhnten sie, weil sie so alt war, und jagten sie mit Steinwürfen fort. Sie konnte kaum über die Straße wanken, daß ihr nicht ein ungezogener Junge Schmutz an den Mantel warf oder ihr im Vorübergehen schnell ein Bein stellte, darüber sie zu Boden fiel. Dann sprangen alle Kinder des Ortes um sie her, schlugen ein Gelächter auf und schrien: „Fort mit dir, Alte, fort in die Pelzmühle!“

Das alte Weiblein nahm sich diese Mißhandlungen sehr zu Herzen, denn sie hatte niemand ein Leids getan, und daß sie alt und häßlich war, dafür konnte sie nichts, sie wäre selber viel lieber jung und schön gewesen. Hätte sich auch am liebsten in einen Winkel verkrochen und wäre gar nicht mehr zum Vorschein gekommen; aber sie mußte die Einkäufe besorgen, denn ihr Mann saß daheim und brummte, wenn das Essen nicht beizeiten fertig war. Von dem Manne bekam sie auch manches rohe Wort über ihre Runzeln und zittrigen Glieder zu hören, obwohl er selber ein alter Knasterbart war, nach dem kein junges Mädchen mehr umschaute, aber daran dachte er nicht, sondern es schien

ihm, als wäre die Jüngſte und Schönſte eben recht für ihn.

Wenn das arme alte Weiblein nach Hauſe kam und weinend erzählte, daß es die Gaſſenjungen ihr wieder ſo wüſt gemacht hätten, dann fuhr er ſie an: „Erwarteſt auch noch Flattuſen, alte Hutzel? Als ob du ein heuriges Häslein wärſt!“

Darüber wurde die Alte vollends ſo verſchüchtert und ängſtlich, daß ſie ſich faſt nicht mehr zu reden getraute und am Ende ſelber glaubte, das Unrecht ſei auf ihrer Seite. Wenn ſie auf der Straße nur von weitem junge Leute ſah, nahm ſie gleich einen großen Umweg, um ſie nicht durch ihren Anblick zu ärgern; nun aber wurden ihr die erſt recht aufſäſſig; ſie lauerten ihr an allen Ecken auf und verfolgten ſie unter Hohngeſchrei bis an ihr Haus.

Da ſtand gerade einmal ihr Mann unter der Haustüre und ſah, wie ſie von einem Rudel wilder Jungen gehetzt wurde; der hob den Stock auf und trieb die Kinder auseinander, aber nachher ſagte er: „Man kann's den Jungen nicht übelnehmen, du ſiehſt auch aus, daß die Gäule vor dir ſcheu werden. Es wird Zeit, Alte, daß ich dich nach der Pelzmühle ſchicke.“

Die Frau, die dieſes Wort heute ſchon zum zweiten Male gehört hatte, fragte, was es mit der Pelzmühle für eine Bewandtnis habe, denn ſie war nicht aus der Gegend gebürtig. Darauf be-

lehrte ſie der Mann, daß man in der Pelzmühle aus alten Weibern junge macht.

„Wo liegt die Pelzmühle?“ fragte das Weiblein aufgeregt.

„In Tripstrill.“

„Iſt's weit bis dahin?“

„Hm, wenn du heute noch aufbrichſt und immer zugehſt, ſo kommſt gerade auf den Sankt Nimmerleinstag an.“

„Wann iſt der Sankt Nimmerleinstag?“ fragte die Alte, denn von dieſem Kalenderheiligen hatte ſie auch noch nie gehört.

„Wann die Eulen bocken,“ war die Antwort.

„Und wann bocken die Eulen?“

„Am Sankt Nimmerleinstag.“

Da will ich mich ſputen, daß ich fortkomme, dachte die Alte und machte ſich ſchleunig auf die Beine. Sie war ſo eilig, daß ſie ſogar vergaß, ihren Mann zu fragen, wo der Weg nach Tripstrill gehe; aber kaum hatte ſie ein paar Schritte gemacht, ſo begegnete ihr der ewige Jude mit einem Kramkaſten auf den Rücken, den redete ſie an:

„Könnt Ihr mir nicht ſagen, wo der Weg nach Tripstrill führt?“

„Gleich rechts um die Ecke,“ antwortete der, ohne ſich aufzuhalten, „und dann immer der Naſe nach!“

So trippelte die gute Frau weiter und kam ganz unbehelligt aus dem Flecken hinaus; denn

sobald die Gassenjungen des ewigen Juden ansichtig wurden, vergaßen sie die alte Frau und schrien: „Sehet den Mauschel! Sehet den Bendelesjud!“

Sie pflanzten sich zu beiden Seiten der Landstraße auf, um den ewigen Juden Spießruten laufen zu lassen. Der aber war pfiffiger als sie; er hob seinen Kasten vom Rücken, stellte ihn mitten auf den Weg und öffnete den Deckel. Als die Kinder alle diese Herrlichkeiten sahen, blinkende Taschenmesser und buntgeflochtene Peitschen für die Knaben, für die Mädchen aber seidene Tüchlein, Spiegelchen und Halsbänder von falschen Granaten, da kamen sie lüstern herzu, fingen an zu kramen und zu feilschen, riefen auch die Erwachsenen herbei, und der ewige Jude schmierte sie alle an mit seiner Ware, die keinen Pfifferling wert war und die er ihnen um teures Geld verhandelte.

Unterdessen war die alte Frau rechts um die Ecke gegangen und kam auf eine Straße, die gerade aus nach Mitternacht führte. Sie ging und ging immerzu und spürte weder Hunger noch Müdigkeit; nur zuweilen beschlich sie die Sorge, ob sie auch nicht den Weg verloren habe, aber sie fand sich an ihrer Nase zurecht, wie ihr der ewige Jude geraten hatte.

So kam sie endlich an eine Stelle, wo der Weg sich spaltete. Jetzt war guter Rat teuer, denn ihre Nase zeigte ebensogut nach rechts wie nach links.

Die eine Straße war mit schönen Obstbäumen bepflanzt, an der anderen wuchsen nur Hagedornen; aber die Alte wählte den letzteren, weil sie von dort her das Dröhnen eines Hammers vernahm. Sie fand auch nach wenigen Schritten schon eine offene Schmiede, wo ein bildhübscher junger Mensch unter Feuerfunken auf dem Amboß ein Hufeisen zurechthämmerte.

Die alte Frau blieb stehen und fragte: „Bin ich hier recht nach Tripstrill?“

„Freilich seid Ihr's,“ sagte der junge Mann mit Lachen. „Nur immer grad aus — Ihr könnt nicht fehlen.“

Als sie schon eine Strecke weitergegangen war, rief ihr der lustige Bursche nach: „He, Mütterlein, Ihr geht wohl nach der Pelzmühle?“

„Ja freilich.“

„Wenn Ihr zurückkommt, will ich Euch freien,“ rief er und lachte dazu.

Die alte Frau nickte vergnügt, und im Weitergehen hüpfte ihr das Herz im Leibe, daß der stattliche Bursch sie freien wollte und daß sie nicht nötig hatte, zu ihrem alten Knasterbart zurückzukehren.

Sie wanderte weiter gen Mitternacht, an vielen Feldern und Dörfern vorüber, ohne von jemand angeredet zu werden, bis sie durch einen kleinen Flecken kam, wo bei einem der letzten Häuser ein altes Bauernweib unter einem Ziehbrunnen stand und einen Kübel voll grünen Salat wusch.

Die ſah die alte Frau an ihrem Stab vorübertrippeln und rief: „Wo hinaus, gute Frau, ſo allein bei Euren Jahren?“

„Nach Tripstrill in die Pelzmühle,“ war die Antwort, „wo man aus alten Weibern junge macht.“

„Oh, da ſeid doch ſo gut und wartet auf mich, ich gehe auch mit, muß nur noch meinen Kindern den Salat anrichten.“

„Kann nicht warten, muß zeitig dort ſein, wenn die Eulen bocken,“ entgegnete die erſte und ging weiter.

Iſt es ſo eilig? dachte die zweite, ließ ihr Grünzeug ſtehen und ging der erſten nach.

Jetzt wanderten ſie zu zweien, und das war viel kurzweiliger.

„So ein altes Weib iſt doch zu nichts mehr nütze,“ ſagte die zweite; „es war beſſer, daß ich fortgelaufen bin. Wenn ich zurückkomme, kann ich wieder — tüchtig Hand anlegen auf dem Felde.“

Da erzählte ihr die erſte, daß ein hübſcher junger Schmied ſie freien wolle, ſobald ſie aus der Pelzmühle zurück ſei.

„Wenn's ſo ſteht,“ ſagte die Bäuerin, „da kann ich auch noch einen finden. Ihr müßt wiſſen, daß ich in meinen jungen Jahren die ſauberſte Dirne im Ort geweſen bin.“

„Ei, denkt Ihr denn, ich habe immer die lange Naſe und das zahnloſe Maul gehabt wie jetzt,“

antwortete die erste. „Ich war Euch ein dralles Ding, wie Milch und Blut, und die jungen Burschen liefen mir auf der Straße nach — aber nicht um mich mit Steinen zu werfen, das könnt Ihr mir glauben. Und mein Mann, der meinte damals, er müsse sterben, wenn er mich nicht bekomme. Jetzt, nach einem langen Leben voll Müh' und Arbeit, was hab' ich von ihm als Zank und Spott, daß ich nicht achtzehnjährig geblieben bin?"

Während sie so klagten über die Ungerechtigkeit der Welt, hatten sie einen großen Tannenwald voll düsterer Pracht betreten. Die Sonne schien gedämpft durch die Zweige, aber köstlicher Harzduft drang erfrischend auf sie ein, und sie schritten mühelos auf dem schwellenden grünen Moose. Ein murmelndes Bächlein, dem sie nachgingen, führte sie an die schönste Stelle im Walde: ein lichter, grüner Rasenplatz wie von geschorenem Samt, mit vielen bunten Waldblumen besät, und unter hohen Edeltannen ein Gebäude mit zackigen Mauern, nicht unähnlich einer Burgruine, nur daß das Gemäuer nicht vom Alter geschwärzt war, sondern gar weiß und lieblich durch die dunklen Tannensäulen schimmerte.

Sollte das schon der Eingang von Tripstrill sein? dachten die Frauen und wollten sich froh der schönen Waldlichtung nähern. Aber widerlicher Geruch drang ihnen entgegen, und eine stolperte über einen Pferdeknochen.

„Pfui, Schinder!“ ſagte ſie mit Ekel. „Da ſind wir fehlgegangen. Das iſt die Kleemeiſterei.“

So nennt man nämlich in jener Gegend die Wohnung des Abdeckers, und man wählt dafür immer im Walde die ſchönſte Stelle aus, vermutlich damit die armen Beſtien ſich ohne Widerſtand herbeiführen laſſen und nicht ahnen ſollen, daß hinter dieſer einladenden Schwelle das Beil auf ſie wartet.

Die beiden alten Weiber kehrten ſchleunig um und ſtolperten über Tannenwurzeln auf die Waldſtraße zurück.

Da begegneten ſie einem alten ſiechen Mütterlein, das an einem Strick einen lahmen Eſel daherführte, und man wußte, wenn man dieſes Pärlein ſah, nicht, wer von beiden wackliger auf den Beinen war.

Der Eſel bückte zuweilen matt den Kopf, um duftende Kräuter am Waldrande auszuraufen, und das alte Weiblein ließ den Strick nach und blieb geduldig dabei ſtehen.

„Laß dir's ſchmecken,“ ſagte ſie traurig, „es iſt ja doch dein Henkersmahl. Armes Tier, du haſt's am Ende noch beſſer als deine Frau.“

„Was fehlt Euch, gute Mutter?“ fragten die beiden Pilgerinnen und blieben ſtehen.

„Da ſchicken ſie dieſen Eſel in die Kleemeiſterei, weil er alt iſt und nicht mehr arbeiten kann. Und ich wollte nur, die Menſchen wären ſo barmherzig

und errichteten auch Kleemeiſtereien, wo man die alten Weiber abtut, wenn ſie zu nichts mehr nütze ſind.“

„Arme Frau,“ ſagte die eine, „haben Euch die Gaſſenjungen mit Schmutz beworfen oder hat Euer Mann Euch eine alte Hutzel genannt?“

„Ich habe keinen Mann mehr, und aus den Gaſſenjungen wollte ich mir nichts machen. Aber meine Kinder, die ich mit Schmerzen geboren und mit noch mehr Schmerzen aufgezogen habe, ſind in alle Welt gegangen und fragen nicht mehr nach mir. Nur der Jüngſte, dem ich bisher Haus gehalten habe, wohnt noch im Ort. Vor acht Tagen hat er geheiratet, und die junge Frau hat mir den Stuhl vor die Türe geſetzt. Jetzt ſchlafe ich in meinen alten Tagen auf der Streu und drücke mich zwiſchen dem Vieh herum, denn auf der Ofenbank iſt kein Platz mehr für mich.“

„So kommt nur,“ ſagten die beiden anderen, „wir nehmen Euch mit in die Pelzmühle, wo man die alten Weiber jung macht.“

Das alte Weiblein machte große Augen. „In die Pelzmühle?“ ſagte ſie. „Von der habe ich ſchon als Kind reden hören, aber ich wußte nicht, daß es ſo was wirklich gibt. Ja, da gehe ich gern mit, wenn Ihr's erlaubt.“

Sie band ſchnell ihren Eſel los, der ſich auch gleich am Waldrande zum Verenden niederlegte, dann zog ſie mit den beiden anderen ihre Straße,

und die frohe Aussicht stärkte ihre Glieder, daß sie die Mühen des Weges nicht spürte.

Im Weiterwandern fanden sich noch mehrere alte Frauen, die auf der Welt keinen Platz mehr hatten und sich gerne anschlossen zur Reise nach Tripstrill. Sie klagten alle einander ihr Schicksal, und jede meinte, sie sei am schlimmsten daran, die eine, weil sie von Mann und Kindern mißhandelt worden, die andere, weil sie nie Mann und Kinder gehabt. Aber alle hatten sie ob ihres Alters den Spott der Jungen erduldet und freuten sich nun, was sie für Augen machen würden bei ihrer Rückkehr.

Da sie jetzt schon zu einer stattlichen Schar angewachsen waren, erregten sie großes Aufsehen, wo sie vorüberzogen, und der Ruf flog ihnen weit voran.

„Die alten Weiber kommen!" hieß es in den Flecken und Dörfern. „Kommt und seht die alten Weiber, die nach der Pelzmühle ziehen, wo man sie jungmahlt!"

Und überall wurden die Türen und Fenster aufgerissen, und manches alte Weiblein kam ihrem Zuge eilig am Stecken nachgehinkt, während Anverwandte und Gefreunde hinter ihr her riefen: „Glückliche Reise, Mutter Urschel! Glückliche Reise, Jungfer Bärbel! Glückliche Reise nach Tripstrill!"

Da fürchteten sie, daß es ihrer am Ende zu viele werden möchten und daß sie der großen Zahl wegen nicht mehr rasch genug vorwärts kämen, um die Eulen bocken zu hören, und sie beschlossen

darum, ſich künftig abſeits der Heerſtraße zu halten und menſchliche Anſiedlungen zu vermeiden. Sie nährten ſich von Beeren und Wurzeln, die ſie am Wege fanden, ſtillten ihren Durſt aus klaren Waldquellen und gönnten ſich nur die allernötigſte Raſt, aber keine von allen verſpürte Ermattung, ſo groß war das Verlangen nach Tripstrill.

Nun waren ſie nach Art der alten Frauen immer voll Unruhe, ob ſie ſich denn auch wirklich auf dem rechten Wege befänden, und obgleich ſie genau der Naſe ihrer Führerin nachgingen, hielten ſie doch jeden Vorübergehenden an und fragten: „Sind wir gewiß auf dem Weg nach Tripstrill?“

Viele antworteten ihnen gar nicht, ſondern nahmen Reißaus, weil ſie glaubten, ſie ſeien einem Hexenheer in den Weg geraten, andere gingen lachend vorbei; nur ein Spaßvogel ſagte: „Ja, aber ihr dürft euch ſputen, wenn ihr noch vor dem Nimmerleinstag hinkommen wollt.“

Dieſe Nachricht verſetzte die Frauen in große Aufregung, ſie zappelten und drängten, um ſchneller vorwärts zu kommen; die hinterſten ſtürzten über die vorderen herein, wie eine Gänſeherde, der man ihr Futter vorwirft, und jede beſchuldigte die andere, daß ſie durch ihre Langſamkeit den Zug aufhalte.

So unter vielem Lärm und Gezänk erreichten ſie endlich ein düſteres Mitternachtsland, wo keine anderen Bäume mehr wuchſen als ſchwärzliche Nadelhölzer, mit triefendem Tannenbart behängt,

und die holperigen Pfade feucht und weich waren von dem Waſſer, das allenthalben unter dem Moosgrund hervorquoll. Aber kein Vogel ſang mehr zwiſchen den Zweigen, und weit und breit war nichts Lebendiges wahrzunehmen.

„Wir können nicht mehr weit von Tripstrill ſein,“ ſagte die Führerin, denn eben ſah ſie auf einem mooſigen Felsblock zwiſchen hängenden Farnkräutern und Flechten die erſte Eule ſitzen. Alle Weiber machten Halt und drängten ſich um die Eule her, ob ſie wohl bocke, aber ſie bockte nicht.

„Das iſt noch nicht Tripstrill,“ entſchied die erſte, und ſo zogen ſie weiter. Aber immer feierlicher und einfacher wurde die Gegend; nackte Felſen und finſtere, föhrenbewachſene Schluchten wechſelten mit kahlen Waldblößen, wo nichts gedieh als dorniges Buſchwerk; dann nahm ſie abermals tiefes Tannendunkel auf. Am Stamm einer blitzgeſpaltenen Eibe war ein Täfelchen mit einer Inſchrift angebracht. In der Dunkelheit konnten ſie die Schrift nicht entziffern, aber den Weibern kam es vor, als ſei das der Wegweiſer nach Tripstrill.

Sie gingen alſo der Weiſung nach und kamen bald an eine finſtere Schlucht, wo es tief unten gurgelte und rauſchte.

„Das muß der Mühlbach ſein,“ ſagte eine, und eine andere rief: „Seht, ſeht, dort drunten im Tal die Stadt mit den weißen Säulen und Türmen, das kann nichts anderes ſein als Tripstrill.“

Wirklich öffnete ſich hier eine Fernſicht, und jenſeits der Schlucht im Tale ſchimmerte es herauf wie lauter Granit und Marmor, aber Qualm und Höhenrauch braute darüber.

Da ſagte eine: „Ich ſehe den Rauch ſchon von den Schornſteinen ſteigen!“

Und die andere rief: „Nein, ſo ſchön hätte ich mir Tripstrill meiner Lebtage nicht gedacht.“

Und alle waren voller Freude, daß der Weg zu Ende ſei, und daß ſie nun bald in Tripstrill ihren Einzug halten würden.

„Iſt denn heute vielleicht Sankt Nimmerleinstag?“ ſagte die Älteſte. „Seht doch nach, Gevatterin, ich hab' den Kalender zu Haus gelaſſen.

„Ich auch, aber mir iſt, ich höre eben die Eulen bocken.“

Alle ſpitzten die Ohren. „Ja, ja, die Eulen bocken! Ich hör' es deutlich! — Ich auch! Ich auch!“ riefen ſie alle durcheinander, und die Schwerhörigſten waren ihrer Sache am allerſicherſten. Da ſagte die Führerin: „Sollen wir zuerſt Tripstrill beſichtigen oder lieber gleich in die Pelzmühle gehen?“

„In die Pelzmühle!“ riefen die Frauen wie aus einem Mund.

„Wir wollen doch nicht als garſtige alte Schachteln in den ſchönen Straßen von Tripstrill herumlaufen, da müßten wir uns ja ſchämen,“ ſagte eine.

„Und wenn wir aus der Pelzmühle kommen, ſo gehen wir gleich nach Tripstrill hinein und

kaufen uns schöne Kleider und Bänder und Schmuck," sagte die andere. „O die prächtigen Läden von Tripstrill! Mir wässert schon der Mund."

„Voran also," sagte die Führerin, „haltet euch dicht zusammen, damit wir einander nicht verlieren, und geht immer meiner Nase nach."

Sie bahnte sich rüstig den Weg durchs Gestrüpp abwärts die Schlucht entlang, und die Weiber folgten, eine dicht auf den Fersen der anderen; die Erwartung verjüngte schon ihre Kräfte, und es war, als ob lauter achtzehnjährige Beine sie trügen.

Endlich standen sie auf ebenem Boden und erblickten den Bach, der schäumend aus seinem Felsentor hervorbrach und sich nach kurzem Lauf wieder hinter dem Gestein verlor. Ein Baumstamm war quer über das Wasser geworfen und führte zu einem grauen Gemäuer, worin eine kleine Pforte eingelassen war. Über der Pforte stand: „Eingang zur Pelzmühle."

Auf ihr Klopfen öffnete sich die Pforte, und ein baumlanger Kerl mit grobknochigem Gesicht und weißer Schürze, wie sie die Müller tragen, kam hervor.

„Was soll's, Weibervolk?" schrie er barsch. „Soll man euch jungmahlen?"

„Ach ja, Herr Müller, wenn Ihr das versteht," antworteten die Frauen ängstlich.

Der Müller war ein Grobian, der nicht mit sich reden ließ. „Dummes Geschnatter!" gab er rauh

zur Antwort, „ich werde wohl verſtehen, wie man alte Weiber jungmahlt, ich tue ja das ganze Jahr nichts anderes. — Heda, Müllerburſche,“ rief er zu der kleinen Pforte hinein, „hier iſt ein neues Schock Weiber. Tummelt Euch! Rüſtet die Säcke!“

Eine von den Frauen wollte durch das angelehnte Pförtchen hineinſpähen, aber der Müller ſtieß ſie weg und pflanzte ſich breit vor den Spalt, indem er, das Geſicht nach innen, ſagte: „Ah, da ſtecken ſie eben eine hinein, ein ſcheußliches altes Gerüſt. Pfui, zahnloſes Wackelmaul, das iſt die Wüſteſte, die ich je geſehen habe. — So, jetzt fangen ſie an zu mahlen — Ahi! Ahi! — Nur ruhig, wir ſind gleich fertig. — Ah, da kommt ihr Köpfchen heraus! Langſam, langſam, daß die Zöpfe nicht hängen bleiben! — So, da iſt ſie ganz. Oh, du herziges Goldmädel, gib mir ein Schmätzchen mit deinem Roſenmund. Ja, du haſt gut tänzeln und ſchwänzeln, du biſt die Schönſte von allen.“

„Laß uns hinein, laß uns hinein!“ ſtöhnten die Weiber, die beinahe vor Begier vergingen und rannten alle miteinander gegen die Tür, daß dieſe aufflog.

Aber der Müller ſtellte ſich mit ausgebreiteten Armen davor. „Halt, Halt!“ ſagte er lachend. „Was fällt euch ein! Das Korn geht auch nicht auf eigenen Füßen in die Mühle. Kriecht nur in die Säcke. Aber fein langſam, eine um die andere! — Ihr kommt alle dran.“

Eine, ehe ſie hineinkroch, zupfte ihn am Rock und ſagte: „Herr Müller, Ihr werdet mir doch nicht weh tun?“

„Ei, waſch mir den Pelz und mach ihn nicht naß!“ ſagte der Müller ärgerlich. „Wie kann ich euch denn mahlen, wenn ich euch nicht anrühren ſoll? Nur nicht zimperlich, du biſt nicht die erſte. — Wenn ich den Sack aufbinde, dann kriecht ihr heraus und werdet gleich ins Mühlwerk getan. Nur keine Furcht, ihr Weiblein! Sind ſchon Tauſende vor euch dageweſen.“

Endlich war auch die letzte eingekrochen, der Pelzmüller lächelte vergnügt, warf die Säcke einen um den andern ſeinen Knechten zu und ſagte: „So, die wären verſorgt!“

Dann ſchlug er das Pförtchen hinter ſich ins Schloß. —

Es war ſchon eine geraume Weile ſeit dem Auszug der Weiber verfloſſen, da fingen die Männer an ſich zu fragen, was wohl aus ihren Frauen geworden ſei. Sie hatten ſchon gemerkt, daß die Jungen doch nichts von ihnen wollten, und es war ihnen auch leid um ihre Alten, die ſo gut für ſie geſorgt hatten und gegen die ſie zum Dank den ganzen Tag nach Herzensluſt mürriſch ſein durften.

Da machten ſich viele von ihnen auf, andere ſchloſſen ſich an, und es zog jetzt eine ganze Prozeſſion wackliger Greiſe gen Tripstrill, um zu ſehen, wo ihre Frauen geblieben ſeien.

In jedem Flecken fragten sie, ob man keine Weiber gesehen hätte, die nach der Pelzmühle reisten. Da konnte man ihnen ganz genau den Weg weisen, den jene eingeschlagen hatten, und während des Wanderns kamen die Männer überein, daß sie die Weiber zurücknehmen wollten, auch wenn das Jungmachen nicht geglückt sei.

Sie fanden auch wirklich das Mitternachtsland und jene Schlucht, in der der Mühlbach floß, aber sie hörten keine Eulen bocken und konnten auch nirgends den Eingang zur Pelzmühle entdecken. Sie mußten allein und sehr betrübt zurückkehren und haben von ihren Frauen niemals wieder etwas erfahren.

Nach der Zeit soll es viele schöne junge Mädchen in der Gegend gegeben haben, aber man konnte keine Auskunft über die Pelzmühle von ihnen bekommen, auch wußte man nicht genau, ob es dieselbigen waren, denn sie wollten sich auf nichts besinnen. Wahrscheinlich hat man ihnen mit den Runzeln auch das Gedächtnis weggemahlen, denn was nützte einem die Jugend, wenn man sich an das, was nachher kommt, erinnern müßte!

Gewiß ist, daß noch alljährlich immer Tausende von Weibern nach der Pelzmühle wandern, und wenn wir alt sind, gehen wir auch hin.

Bücher von Isolde Kurz

Bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart sind ferner die auf den nachfolgenden Seiten verzeichneten Werke erschienen:

Florentinische Erinnerungen

3. und 4. Auflage. Geheftet M 6.–, gebunden M 8.–

„... Die harmonische, nur den Eingeweihten sich offenbarende Schönheit der Stadt ist mir noch in keinem Buche so vollkommen, traumartig und doch wahr vor Augen getreten als in diesen „Florentinischen Erinnerungen". Das Buch erzählt so, wie gebildete Menschen erzählen sollten. Man erfährt, wie der alte fürchterliche Getto, ehe er niedergerissen wird, sich von der Welt blumengeschmückt in einem Karneval als Bagdad hergerichtet, verabschiedet, man hört Gespenstergeschichten und lernt die alte Kultur kennen, in der die Toskaner leben „wie hinter einer chinesischen Mauer". ... Kleinere Artikel aus den Marmorbergen von Carrara, wo Isolde Kurz ihre Sommer verlebt, über eine Tochter Octavio Piccolominis, deren Spuren in Urkunden des florentinischen Staatsarchivs gefunden wurden, Erinnerungen an das Florentiner Erdbeben und zum Schluß ein anmutiges Stimmungsbild der Blütentage in Florenz runden den stattlichen Band voll feinempfundener Dinge ab. Der Dichterin wird er neue Freunde gewinnen und ihrer Lieblingsstadt die alten um so treuer bewahren."

(A. v. Gleichen-Rußwurm in den Münchner Neuesten Nachrichten.)

Cora und andere Erzählungen

Geheftet M 4.– ... Gebunden M 5.50

„In klassischer Reinheit des Stiles schildert die Dichterin Menschen und Landschaft mit jenem apollonischen Schönheitssinn, der auch Herbes und Schmerzliches verklärt. Und doch verlieren ihre Gestalten nichts von dem Reize der Wirklichkeit." (Wiesb. Tagblatt, Wiesbaden.)

Bücher von Isolde Kurz

Wandertage in Hellas

Mit 37 Bildbeigaben nach photographischen Aufnahmen

3. und 4. Auflage. Geheftet M 6.–, gebunden M 8.–

„... Wer ihr nachgeht auf ihren Wegen durch Athen und Salamis, Korinth und Delphi, Theben und Olympia, der weiß für diese schönheitsempfängliche Tochter des schwäbischen Dichters Hermann Kurz kein anderes Wort als ihr eigenes: „Mit allen Poren meines Wesens habe ich Griechenland getrunken." Ihr spricht in Wahrheit noch der Zeus aus dem Grollen des Donners, ihr glänzt auf allen Wegen der blauäugige Blick der Athene, ihrer Lieblingsgöttin, entgegen mit süßer und hoheitsvoller Gewalt, und im Sturmestosen hört sie den Racheschrei der Erinnyen. Sie sieht in Wahrheit noch den blinden Oedipus auf der staubigen Straße ins Elend wandern, ihr erscheint das düstere, unglückselige Geschwisterpaar Elektra und Orest, der Pelide in seiner strahlenden Schönheit, Helena, das königliche Weib, und alle die ruhmgekrönten Helden der griechischen Sage. Sie hat die Gabe, Vergangenheit als lebendige Gegenwart empfinden zu können und sie Gegenwart für die werden zu lassen, zu denen sie spricht ..." (Hamburgischer Correspondent.)

„... Es ist schön, daß ein deutscher Dichter dieses tiefe und verständnisvolle Buch über Griechenland geschrieben hat. Die Verwandtschaft zwischen griechischem und germanischem Geiste, die unsere Klassiker zu betonen nicht abließen, ist sicher kein leerer Wahn, und nichts Besseres kann man unserem Volke wünschen, als eine Bereicherung seines eigenen Wesens durch den hellenischen Geist, der in dem schönen Werke dieser Deutsch-Griechin einen so edlen und reinen Ausdruck gefunden hat."
(Dr. Herbert Stegemann in der Deutschen Tageszeitung.)

Bücher von Isolde Kurz

Im Zeichen des Steinbocks

Aphorismen

2. Auflage. Geheftet M 5.–, gebunden M 7.–

„Isolde Kurz, die kulturvolle Tochter des kulturvollen Vaters, stellt Betrachtungen über alle Gebiete des menschlichen Lebens, über Schein und Sein, über Werden und Vergehen, über Völker und Individuen an. Und die kontemplative Natur der schauenden, wägenden Künstlerin weiß das wesentliche aller Dinge mit hellseherischem Geiste zu erspüren. Diese kluge und vornehme Frau geht mit offenen Augen und einem offenen Herzen durch die Welt. Und sie erzählt uns in einer edlen Sprache, die wie ein klares, kristallhelles Gewässer dahinfließt, was alles sie in dieser Welt und ihrer Erscheinungen Flucht abzusehen und abzulauschen verstanden hat. Ihre Einsichten und Erkenntnisse, die sie in aphoristischer Form einem gebildeten Publikum darbietet, verdienen Beachtung und Widerhall zu finden." (Königsberger Hartungsche Zeitung.)

Hermann Kurz

Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte

Mit 9 Bildbeigaben und einem Gedichtfaksimile

2., vollständig durchgesehene und erweiterte Auflage

Geheftet M 6.50 ... Gebunden M 9.–

„Ich möchte das Buch unserem Volke ans Herz legen, weil es von einer trefflichen Frau geschrieben ist, die gescheite, helle und fast klassische Worte zu sagen hat und mit hörbarem Herzschlag die simple und schwere Lebensgeschichte eines nun lange unter der Erde ruhenden deutschen Dichters vorzutragen weiß. Sein Blut verleugnet sich nicht. Es ist eine Lust, ihr zu lauschen." (J. Grathwohl in der Württ. Ztg.)